

Handweber, Zettler, Spühlmacher

28. Januar und 4. Februar 1940

– *Brittnau*

Die letzten Handweber von Brittnau

An einem sonnigen Wintergag schreite ich durchs Dorf der Vorstadt zu. Dort in jenem Stück Brittnau habe ich meine Jugendzeit verlebt. Das Haus, das wir damals bewohnten, steht heute noch, doch ist es mehrmals renoviert und umgebaut worden. Die Stroh- und Schindeldächer sind verschwunden. Die vom Rauch geschwärzten Rafen und Latten, hinter denen die Rauchschnalben in ihren künstlich erbauten Nestern, die Jungen gross gezogen hatten, sind längst nicht mehr. Die finsternen Gaden, in welchen wir Buben unsere Nachtlager hatten, wo wir in glückseliger Jugendzeit von kommenden gossen Tagen träumten, sind abgebrochen worden. Der grosse Kachelofen, wo wir an kalten Winterabenden die Bettdecke wärmte, um uns nachher verschlafen durch das Gadenloch zu drücken, hat einem modernen Ofen weichen müssen. Die Plätze, wo ich mit meinen Schulkameraden gespielt hatte, haben sich auch verändert. Nur die Lehmhalde liegt noch am gleichen Ort, wo wir aus dem Lehm und zerbrochenen Ziegeln Kochherde bauten. Als Kamin diente ein beschädigtes Lampenglas. Solche Lampengläser waren an jeder Ablagerungsstätte zu finden. Die Gläser waren so wichtig wie Petrol. Heute zwei fast unbekannte Artikel. So ändern sich die Zeiten. – In den alten Häusern der Vorstadt wohnten die Handweber. In den alten muffigen Kellern haben sie ihr Handwerk getrieben. Hier erstritten sie den Unterhalt für ihre, manchmal zahlreichen Familien. Hier haben sie gelebt, ein Leben voll Mühe und Arbeit. Ich habe sie alle gekannt, die hier in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Webstühle getrieben haben. Die damals schon älteren Mannen hatten meistens zu ihren Familiennamen noch Übernahmen. Jakob Widmer, der „**Dävis Jokeb**“; Hans Wullschleger, der „**Schumacher Hans**“; usw. Das Poltern der Webstühle kann ich heute noch hören. Das ganze Haus hatte gezittert, wenn einer breiten Stoff zu weben hatte. Das Weben der Stoffe erforderte verschiedene Funktionen, von denen ich erzählen möchte.

Der Zettel war das erste, das zum Weben gehörte. Es war ein Bündel Garn, in langen Strängen zusammengeflochten. Diese Strängen bestanden aus Tragen. Der ganze Zettel hatte 30 – 40 Tragen zu je 40 Faden. Dieser Zettel musste auf den sogenannten Zettelbaum, ein Stück Rundholz von ca. 20 cm Durchmesser aufgewunden werden. Dazu waren vier Mann nötig. Ein Mann zum Halten des Zettels, zwei Mann zum Ziehen und ein Mann zum Führen des Reisskammes. Nach diesem Vorgang wurde angedreht, das heisst die alten Fäden mussten mit den neuen Fäden verbunden werden. Für diese Arbeit wurde meistens ein Tag benötigt. Bevor mit dem Weben begonnen werden konnte, musste der Zettel geschlichtet werden. Die Schlichte wurde aus Stärkemehl hergestellt. Mit zwei langen Handbürsten, die in den Schlichtkübel getaucht waren, wurde das Garn des Zettels gebürstet, um die Fäden zusammenzuhalten. Um die letzteren geschmeidig zu machen, mussten sie noch mit Unschlitt (Talg) eingerieben werden, dazu diente eine alte Eisenpfanne. In dieser wurde Feuer angemacht und in rascher Folge unter den Zettel gehalten, auf diese einfache Art wurde der Zettel getrocknet. Der ganze Webstuhl bestand aus Zettelbaum, Schleikbaum, Brustbaum, Treten, Geschirr, Blatt, Webladen, Webervögel und dem wichtigsten, dem Schifflin, ferner

war eine schmale Bank von ca. 15 cm Breite da. Die Grundpfeiler des ganzen Webstuhls waren die Storzen. Die Bank war an die beiden Storzen angelehnt. Diese war die Sitzgelegenheit der Weber. Auf dieser Bank sind die Weber ihr halbes Leben gesessen. Tausende und Abertausende von Malen haben sie das Schifflein von einer Seite auf die andere getrieben. In gleichförmiger Arbeit, Tag für Tag, jahrelang haben sie Meter für Meter Stoff gewoben. Die Zettel waren in 2 – 3 Stück zu je ca. 30 Meter eingeteilt. Diese bestanden wieder aus Zeichen von ca. 12 Meter Länge. Als Zeichen galt ein kleiner roter oder gelber Anstrich am Ende des Zettels. Diese Zeichen orientierten die Weber über ihre getane Arbeit. In einem gewissen Zeitabschnitt wollten oder mussten sie ein Zeichen weben. Die Weber brauchten zu ihrem Berufe noch eine wichtige Hilfsarbeit, die Spülimacherin. Das Garn zum Einweben in den Zettel bestand aus Strängen und musste auf kleine Spule aufgewunden werden. Dazu diente das „Spulrad“, dieses war ein gar wichtiger Gegenstand, ohne dieses Spulrad wäre die Handweberei nicht denkbar gewesen. Das „Spülimachen“, wie man es nannte, besorgten meistens die Frauen, aber auch sehr oft die grösseren Kinder. Diese Arbeit erforderte mindestens 2 bis 3 Stunden täglich und musste exakt gemacht werden, um mit dem Weber nicht in Konflikt zu kommen. Zum richtigen und sauberen Weben gehörte eine gut aufgewundene Spule. Ende der Woche wurde fortgetragen. Das fertige Tuch musste in die Ferggerei¹ nach Zofingen abgeliefert werden. Dort wurden die Tücher nachgesehen und dann konnten die Weber den sauer verdienten Lohn in Empfang nehmen. So 6 – 18 Franken per Woche, je nach Art und Breite des abgelieferten Stoffes. Ein frischer Zettel konnte auf dem mitgeführten Zweiräderkarren mit heim genommen werden, die Arbeit konnte von neuem beginnen.

Bis zum letzten Zeichen des Zettels mussten die Weber das Tuch abliefern, darüber hinaus waren noch ca. 40 – 60 Zentimeter, die sie für sich behalten konnten. Das nannte sie „Aplupf“. Dieser Ablupf bildete noch eine kleine Einnahme für die Weber. Auch das Garn, das übrig blieb, lieferten sie nicht ab, sondern brauchten es für sich oder ihre Familien. Was nicht für die eigene Haushaltung gebraucht wurde, verkauften sie weiter. Es waren damals extra Händler, die nur mit diesen Ablupf Handel trieben. Das Garn wurde meistens ins Luzernbiet an die sogenannten „Schäggelimeitschi“ verkauft. Der Erlös dieser Resten betrug nur einige Batzen, aber das war viel Geld für die Weber. Ob das Nichtabgeben dieser Reste legitim war, entzieht sich meiner Kenntnis. Auf alle Fälle wurde es geduldet. Die Fabrikanten sind durch diese kleine Verluste nicht arm geworden, sondern freuten sich fast durchwegs der Wohlhabenheit, während die Weber zeitlebens arme Schlucker blieben. Die meisten Weber betrieben, als Nebenverdienst noch etwas Landwirtschaft. Die reicheren hatten eine Kuh im Stall, die ärmeren aber auch nur zwei bis drei Geissen. Wenn die Weber durch die landwirtschaftlichen Arbeiten am Beruf verhindert waren, so musste sie die verlorene Zeit nachholen. Dann wurde im Keller bis nachts 11 Uhr oder noch später gearbeitet. Als Licht diente die Weberlampe, aus Weissblech gearbeitet, die an einem Draht an der Diele

Fergger war früher der Mittelsmann (Zwischenmeister) zwischen Textilhandwerk (Weberei, Stickerei, Strohflechtereie, Kämmeler) und dem Handel.

Der Fergger arbeitete meist im Auftrag von Textilhändlern als Bindeglied zwischen Handel und Handwerk. Er sorgte für den Transport der Rohstoffe zu den Handwerkern oder Heimarbeitern, kontrollierte deren Arbeit, bezahlte ihre Löhne und sammelte die Zwischen- oder Fertigprodukte für den Handel wieder ein.

<https://de.wikipedia.org/wiki/Fergger>

aufgehängt war. Noch früher leuchtete ein einfaches Petrolampeli, mit rundem Docht ohne Glas, zu den Spätarbeite der Weber. Diese Nachtarbeit nannten sie das „Kilten“. Diese war eben nötig, denn die Tuchstücke mussten zur rechten Zeit abgeliefert werden. Ein weiterer Verdienst, der noch kärglicher war als die Weberei, war das „Zettelspulen“. Das war fast reine Kinderarbeit. Dieses Zettelspulen war bei den Kindern nicht beliebt, denn sie mussten für diese Arbeit sehr viel von ihren freien Stunden opfern. Diese Beschäftigung war sehr mager bezahlt und galt unter der Würde. Für hundert Strangen (Schneller) wurden 40 Rappen bezahlt, dazu waren mehrere Stunden nötig. Die Zettelspuler galten als arme Leute, sie waren es auch. In früheren Zeiten hatten viele Weber die Gewohnheit, „Blauen“ zu machen, das heisst, sie fingen ihr Wochenwerk erst am Dienstag oder Mittwoch an. Die verlorene Zeit mussten eben auch damals mit „Kilten“ nachgeholt werden. Das halbe Leben mussten die Weber in dumpfen Kellern verbringen. Im Winter war keine Heizgelegenheit vorhanden. Nur in der vorgewärmten Eisenpfanne wurde Feuer angemacht, das nur spärlich Wärme abgab. So hart wie ihre Arbeit war, so mager war auch ihr Essen. Ihre Hauptnahrung waren Milchkaffee mit Rösti, Gemüse und Dörrobst. Fleisch kam äusserst selten auf den Tisch, denn der kärgliche Verdienst langte nicht für solche Leckerbissen. Eine Platte gebratene Makkaroni auf dem Sonntag-Mittagstisch war für diese bescheidenen Leute ein fürstliches Essen. – Glauben wir aber nicht, dass diese Weber bei ihrem schmalen Leben keinen Humor hatten. Sie konnten die Arbeit beginnen, wann es ihnen beliebte, und das machte sie frei. Diese Freiheit schätzten sie mehr als Geld. Dieses ungezwungene Leben trug sehr viel zu ihrer Zufriedenheit bei. Ihre Armut lastete nicht auf ihrem Gemüt. Sie nahmen die Tage wie sie eben kamen. Ihren alltäglichen Sorgen wussten sie Meister zu werden. – Beim Forttragen nach Zofingen kehrten sie meistens ein. Bei Papa Horlacher, im heutige „Federal“, tranken sie ihr Bier, ihren Wein oder ein Gläschen Hartes. Das war das Stammwirtshaus der Weber. Dort haben sie Ereignisse und Erinnerungen ausgetauscht. Den Sonntag benützten sie oft zum Andrehen, doch kamen sie viel in ihren alten Stuben zu geselligen Anlässen zusammen. Sie spielen Karten oder erzählten einander Geschichten. Sie plauderten von Ungeheuern oder alten, längst verstorbenen Männlein und Weiblein, die nach ihrem Tode wegen irgendeines kleinen Vergehens wieder zurück auf die Welt kommen werden, um ihr Unwesen zu treiben. Sie erzählten einander so grauselige Geschichten, dass uns Kinder manchmal die Haare zu Berge standen und wir uns tagelang nicht mehr getrauten, nur auf die Heudiele zu gehen. Diese Ungeheuer wurden uns dermassen geschildert, dass wir fest daran glaubten. Sie kamen uns im Traume vor. Das leiseste Geräusch in der Nacht veranlasste uns, die Köpfe unter sie rot und weiss gewürfelte Bettdecke zu stecken, denn wir glaubten schon, eines der besprochenen Ungeheuer sei im Anmarsch. In Wirklichkeit stellten wir uns diese Schrecken noch viel grösser vor, als sie uns erzählt wurden. Ob die alten Weber an diese Ungeheuer glaubten, von denen sie stundenlang erzählten, vermag ich heute nicht zu sagen. – Die Kellerluft hatte ihre Haare frühzeitig gebleicht, doch hatte sie ihrer Gesundheit wenig Abbruch getan, erreichten diese Weber doch oftmals sehr hohe Alter. Mancher allerdings ist durch diese Arbeit in feuchter Luft frühzeitig ins Grab gesunken. Ich kann mir diese Gestalte heute immer noch gut vorstellen, wie sie in ihren abgetragenen Kleidern aus den Kellerlöchern stiegen. Die Rockärmel waren glänzig abgewetzt, die Beinkleider mit Fäden behangen. Die ganze Kleidung roch nach Schlichte und Garn. Doch an alles dies gewöhnten sie sich, wie an das tägliche Essen. – Nehmen wir Abschied von diesen Webern. Die einst blühende Hausindustrie ist gänzlich erloschen. In den alten Kellern stehen heute noch an vielen Orten die Weberstorzen, die als Zeugen einer vergangenen Zeit wie Wächter aus dem Lehm Boden hervorstehen. Verneigen wir uns in tiefer Ehrfurcht vor den Trägern eines untergegangenen

Museum Brittnau / FRITZ LERCH-ZAUGG, 1885-1968 (F.L)

Fritz Lerch - Erinnerung aus dem Dorfleben

Abschrift: Benno Meier / ab 06.03.2020

Gewerbes. Obschon ihnen das Leben wenig geboten hat, haben sie es verstanden, glücklich zu sein.

F.L.

Wald, Waldwirtschaft, Aufzucht, Pflege, Ernte, Arbeiten

9. Juni und 4. Juni 1940

– Brittnau

Die Waldungen von Brittnau

Vor vielen Jahren, es war im Jahre 1911, als ich in Zürich in Stellung war, habe ich in einem alten Buch, „*Aufzeichnungen und Statistik über die Gemeinden der Schweiz*“, unter Brittnau gelesen. „*Die Gemeinde ist reich an Waldungen*“. Vom Werden, Nutzen und der Pflege dieser Waldungen, von denen sich viele Mitbürger keine richtige Vorstellung machen können, will ich erzählen. Ich wende den Blick zurück auf das letzte Zehntel des vergangenen Jahrhunderts, wo ich als Schulbube die Wälder durchstreifte. Mein Vater war Bannwart. Mehrere hundert Male musste ich ihm das Essen in den Wald bringen. Bei dieser Gelegenheit musste ich manchmal an den Arbeiten mithelfen. Damit war mir Zeit geboten, mich mit dem Nutzen und Segen des Walds wird heute anders in die Wege geleitet, als noch vor fünfzig Jahren und mehr. Damals wurden beim Fällen von Hochwald Kahlschläge gemacht. Der Niederwald, das heisst die wild aufgewachsenen Tannen usw. wurden ausgereutet. Die kahlgeschlagenen Waldparzellen wurden den Bürgern gegen kleines Entgelt für zwei Jahre als Waldplätze in Pacht gegeben. Das erste Jahr wurden Kartoffeln und das zweite Jahr Roggen gepflanzt. Nachher wurden diese Plätze mit Tannen und teilweise Laubbäumen, meistens Buchen, angepflanzt. Die Anpflanzung geschah in geraden Reihen, wie Soldaten in Kompanie-Kolonnen. Zwei Reihen Rottannen und zwei Reihen Weisstannen wechselten miteinander ab. Die Reihe der Weisstannen wurden mit etwas Laubbäumen versehen. Heute finden wir noch an vielen Orten, hauptsächlich im Hämmeler, diese in geraden Linien verlaufenden Baumreihen. Doch finden wir fast ausschliesslich Rottannen und nur selten Weisstannen. Diese Anpflanzung des Waldes hatte sich nicht bewährt. Die Rottannen wachsen in der Jugend schneller, als die Weisstannen. Letztere sind dann von ihren Schwestern überwachsen worden und meistens zugrunde gegangen, denn wo Licht und Sonne nicht hinkommen, können auch Bäume nicht gedeihen. Viele Weisstannen sind auch erfroren, denn diese ertragen die Kälte in der Frühzeit ihres Wachstums viel weniger, als die Rottannen. Später haben die Aufsichtsbehörden des Waldes eingesehen, dass die Art der Ansiedlung von Waldbäumen gewechselt werden muss. Waldplätze gab es keine mehr. Die letzten wurden im Jahre 1896 ausgegeben. Dem Waldboden wurde durch das Anpflanzen von Kartoffeln und Roggen die beste Nahrung entzogen, was dem Wachstum der Bäume sehr hinderlich war. Der Niederwald wurde nicht mehr gerodet. Im Gegenteil, die durch das Fällen der Tannen verwundeten Jungbäume wurden gepflegt und aufgerichtet. So konnten viele Bäume erhalten werden, die den neu angepflanzten Tannen im Alter von zehn Jahren und mehr voraus waren. Alle dies durch Pflege erhaltenen Bäume gedeihen prächtig und werden einst der Stolz unserer Waldungen werden. Seit vielen Jahren wird die Anpflanzung der Waldbäume gemischt durchgeführt. Rottannen und Weisstannen werden abwechselungsweise gesetzt. Dazwischen kommen Laubbäume, wie Buchen, Eichen, Eschen usw. An passenden Orten werden auch Föhren, Weihmuskiefer und Lärchen angepflanzt. An ganz nassen Plätzen dagegen nur Erlen. Rottannen und Weisstannen gedeihen am besten im Verhältnis zu drei und drei. Laubbäume spenden dem Boden durch das fallende Laub Nahrung und schützen im Alter mit ihren mächtigen Kronen die schlanken Tannen vor Windfall. Die Rottannen liefern

das bessere Nutzholz, als die Weisstannen. Dieses wird in der Regel auch teurer bezahlt. Die Rottanne ist aber auch grösseren Gefahren ausgesetzt, als die Weisstanne, sie ist viel empfindlicher. Schon eine kleine Beschädigung der Wurzeln kann die Rottanne krank machen. Sie wird stockrot, das heisst, sie fault innerlich bis zu 2 – 3 Meter Höhe an. Das beste Stück geht dadurch als Nutzholz verloren. Einer Weisstanne kann eine solche Beschädigung nichts anhaben. Die Waldbäume sind auch sonst vielen Gefahren ausgesetzt. Die grössten Feinde sind Sturmwinde und Schneedruck. Durch diese Naturgewalten werden alle Jahre durchschnittlich Hunderte von Bäumen umgelegt und gehen dadurch als Nutzholz der Allgemeinheit verloren. Die Jungbäume kommen aus der Pflanzschule. Diese befindet sich seit vielen Jahren im Stockhubel bei der Waldhütte. Früher sind die Pflanzschulen immer verlegt worden. Zur Pflege dieser Pflanzschulen wird viel Zeit verwendet. Diese Pflege besorgen meistens Frauen.

Nun zum Nutzen und Segen des Waldes. Der Nutzen des Waldes ist enorm. Er bildet die Haupteinnahme der Bürgergemeinde. Die grossen Armenlasten werden dadurch bestritten. Auch liefert der Ertrag des Waldes Zuschüsse an andere Kassen. Den Ortsbürgern bringen die Waldungen das Brennholz. Was nicht an Feuerungsmaterial bezogen wird, vergütet die Waldkasse an Geld. Manch armer Familie haben diese Gaben aus bitterer Not geholfen. Auf dieses Holz-Geld haben sie gewartet, wie der Tagelöhner auf den Zahltag. Nach dem neuen Armengesetz wird der Bürgernutzen stark geschmälert werden. Vielen Bürgern wird das ein Loch in die Kasse geben. Aber fügen wir uns in das Unabänderliche. Denken wir an die anderen, die nie etwas bezogen haben. Die Menschen müssen im Laufe ihres Lebens auf manch Angenehmeres verzichten, ohne das sie einmal glaubten nicht leben zu können. Von frühem Wachstum an liefert der Wald schon seinen Nutzen. Die erste Durchforstung fördert kleine Holzabfälle, aus denen **Bördeli**, oder **Tschuppli**, wie sie der Volksmund nennt, erstellt werden. Aus den kleinen Stämmchen entstehen Holzbeigen. Als Nutzholz steigen aus diesen ersten Gaben die Erbs-Stecken, später Bohnenstecken. Die zweite Durchforstung steigert den Wert. Der Ertrag der gefällten Waldbäume wird grösser. Die Wellenhaufen und die Holzbeigen werden zahlreicher. Als Nutzholz kommen Baumstützen und Stangen für Gehege und anderes mehr. Wieder später liefern die Waldungen Stangen für Leitungsnetze für Elektrizität und Telefon, Stangen für Baugerüste und andere gewerbliche Zwecke. Seit Jahren wird Papierholz in grossen Mengen geschlagen. Das Wachstum der Bäume ist gross. Der Platz, der zum Gedeihen nötig ist, wird ausgedehnt. Die kräftigen Stämme verdrängen die schwachen. Wie im Leben der Menschen, so ist es auch in der Natur. Nur die Starken kommen obenauf. Das Unterholz, wie die zurückgebliebenen Bäume genannt werden, wird abgeholzt und als Brennholz verwertet. Nach ca. 50 Jahren Wachstums, werden die Bestände wieder gelichtet. Die gefällten Tannen messen bereits einen halben Festmeter (Kubikmeter) und werden als Sperrholz in den Handel gebracht. Das sind schon stattliche Tannen und machen den Eindruck kleiner Riesen. In unaufhörlicher Weise spendet der Wald Gaben an Nutz- und Brennholz. Wenn die Tannen gefällt werden, messen sie in der Regel zwei bis vier Festmeter. Es gab aber auch solche, die bedeutend mehr Inhalt aufwiesen. Vor ca. 50 Jahren waren in unseren Waldungen noch Riesentannen anzutreffen, hauptsächlich im Kohlholz und Höhneten. Die Waldbäume mit ihren gewaltigen Stämmen haben bis zu 13 Festmeter gemessen. Ob diese Riesen wirtschaftlich einen Vorteil bildeten, vermag ich nicht zu sagen. Die gefällten Bautannen liefern den grössten Nutzen. Alles kann verwertet werden. Die Stämme liefern Balken und Bretter. Die Baumkronen geben gutes Brennholz. Das Kries wird als Streue verwendet. Sogar die Wurzelstöcke, die Grundpfeiler der Tannen, werden, wenn es

die Lage gestattet, ausgegraben und als sehr gutes Brennholz verbraucht. Auch die Rinden der Tannen und noch zuletzt die Tannenzapfe liefern gutes Brennmaterial.

Noch eine weitere kleine Einnahme bringen die Weihnachtsbäume, die aus den Jungwäldungen hervorgehen. Die Wäldungen der Gemeinde messen ca. 1'200 Jucharten. Sie sind in über fünfzig kleinere und grössere Gebiete eingeteilt. Von diesen Gebieten will ich nur die grösseren aufzählen. Es sind: **Talchen, Kirchberg, Fennern, Fröschengüllen, Ankenschüssel, Albis, Kunzen, Grossberg, Oelberg, Betschenbühl, Zankhölzli, Höhneten, Stockhubel, Weiherrain, Scharleten und Kohlholz.** Diese Wälder liefern den Menschen nicht nur grosse Gaben an Holz, sondern auch verschiedene Waldfrüchte. Erdbeeren, Heidelbeeren, Himbeeren, Brombeeren und Schwämme werden in grossen Mengen geerntet und in den Haushaltungen als willkommene Gerichte auf den Tisch getragen. Daneben finden wir noch eine ganze Anzahl Kräuter, wie Farne, Waldmeister, Katzenstiele usw., die für alle möglichen Krankheiten und Gebrechen Linderung bringen müssen. Vergessen wir nicht die vielen Blümlein, die bescheiden am Wege oder am Waldrand blühen und von vielen Wanderern nicht einmal beachtet werden. Gedenken wir noch der Holzsammler, die in unermüdlicher Arbeit das dürre Abfallholz auflesen und in mächtigen Burden nach Hause schleppen.

Der Wald ist auch die Wohnstätte des Wildes und vieler Vogelarten und Insekten. Hier in diesen finstern Gründe ist ihre Heimat. Rehe, Füchse, Hasen, selten Dachse, haben in diesen Forsten ihre Lager. Wildtauben, Spechte, Mäusebussarde usw. bauen ihre Nester in hohlen Bäumen, oder auf Baumkronen. Alle finden die zum Leben nötige Nahrung.

Die Pflege des Waldes bildet Gegenstand grosser Aufmerksamkeit der Behörden. Die erste Aufsichtsbehörde ist der Gemeinderat und die Waldkommission. Letztere wird vom Gemeinderat gewählt und besteht in der Regel aus einem Mitglied des Gemeinderates und Männer aus der Ortsbürgergemeinde. Von Amtes wegen gehört der Gemeindeförster dazu, der mit Vorschläge an den Beratungen teilnimmt. Der Förster ist der höchste Forstbeamte der Gemeinde. Über ihm und allen Beamten thront allerdings noch der Kreisförster, der ein wichtiges Wort zu allen Handlungen im Wald mitzureden hat. Der Förster gibt Anordnungen für die Arbeiten im Wald. Er führt Buch über die geleisteten Arbeiten. Er notiert die gefälltten Bäume, die aufgeschichteten Wellenhaufen und Klafter. Er muss mit anderen Beamten das Bauholz messen und die Brennholzbeigen nummerieren. Er ordnet, mit Bewilligung der Waldkommission, Steigerungen an. Er übergibt dem Waldkassier die Lohnlisten. Er bespricht mit seinen nächsten Untergebenen, den drei Bannwarten, alle Arbeiten, die im Wald zu verrichten sind. Die Bannwarte sind die eigentlichen Seelen in der Pflege des Waldes. Auf diese kommt es viel an, wie die Wälder gedeihen. Sie sind verantwortlich für die Arbeiten im Wald. Sie leiten die Arbeitsgruppen. Sie geben die nötigen Anordnungen, wie die Arbeit ausgeführt werden müssen. Als Bannwarte werden nur ganz zuverlässige Leute ausgesucht, die Liebe zu ihrer Arbeit zeigen. Der Beruf als Bannwart ist ein dankbarer. Trotz allen Mühen und harter Arbeit ist er reich an Abwechslung. Das Werden und Gedeihen des Waldes kann er täglich miterleben, das steigert seine Lebensempfindungen. Seine Mitarbeiter, die Waldarbeiter, sind seine Kameraden. Mit diesen teilt er die Härte und Schönheiten der Arbeitsstunden. Mit wenigen Ausnahmen wird das ganze Jahr im Walde gearbeitet. Immer gibt es etwas zu tun. Im Frühjahr, wenn der Boden aufgetaut ist, werden Jungbäume gesetzt, Wegverbesserungen vorgenommen und Durchrostungen durchgeführt. Im Hochsommer

werden Unkraut und Dornen, die den Jungwuchs zu überwuchern beginnen, mit der Sichel weggehauen. Diese Unkrauthaufen werden in grossen Mottfeuern verbrannt. Dazwischen werden Stangen gefällt. Unterholz und absterbende Tannen werden umgelegt und zu Brennholz verarbeitet. Im Herbst beginnt wieder die Neupflanzung von Jungbäumen. Im Spätherbst wird Sperrholz und Bauholz gefällt. Das Holzfällen ist die schönste, aber auch die gefährlichste Arbeit im Walde. Diese erfordert gute Kenntnisse und Erfahrung. Die Bäume können nicht wahllos gefällt werden. Die stolzen Tannen müssen vorsichtig umgelegt werden, damit sie wenig Schaden nehmen und selber beim Fallen keine grossen Beschädigungen anrichten. Die Arbeit der Baumfäller ist hart, aber ewig interessant und schön. Das leise Singen der grossen Waldsägen, das Schlagen der schweren Axt auf die Spaltkeile, das wuchtige Dröhnen beim Fallen der Tannen, machen die Arbeiten in harziger Waldluft erträglicher. Beim lodernnden Waldfeuer wird zur Mittagspause angetreten, um die mitgenommenen oder zugebrachten Vorräte zu verzehren. Nur wer das miterlebt hat, kann sich die zufriedenen Gesichter vorstellen, wie sie sich nach schwerer Arbeit der Werke freuen, die ihrem Leben Freude und Inhalt geben. Nach Neujahr gegen den Frühling, wenn die Tage länger und wärmer werden, beginnt die Entrindung der gefällten Tannen. Nach der Entrindung werden sie an die Zufahrtswege ab geschleift und später den Sägewerken zugeführt. Diese Arbeiten wiederholen sich, Jahr für Jahr, in ewiger Reihenfolge. Alle Arbeiter im Walde sind heute gegen Unfall und Tod versichert. Früher war das nicht der Fall. Entschädigungen bei Unfall wurden keine ausgerichtet. Auf Weisung höherer Instanzen werden seit einigen Jahren Baumfällen keine Kahlschläge mehr gemacht. Die baureifen Tannen werden irgend aus Beständen geschlagen. Ob diese Abholzung einen Vorteil bietet, wird die Zukunft lehren.

Die Schönheiten des Waldes, die von grossen Dichtern in Versen und Gedichten verherrlicht und besungen werden, sind einzigartig. Die Waldungen sind nicht nur die Zufluchtsstätten des Wildes, sondern auch der Menschen. Hier kann sich der von Sorgen und Kummer geplagte Dorfbewohner erholen. Die vielen Bäume sind seine stummen Freunde. Trotz der Einsamkeit und Silbe, fühlt er sich nicht allein. Das grosse Schweigen, das ihn umgibt, erfreut sein Herz. Dieses Schweigen, das nur durchbrochen wird vom Gesang der Vögel und dem Summen Tausender Insekten, macht ihn alles Unangenehme vergessen. In allen Jahreszeiten bietet der Wald Schönes. Im Frühling, wenn die Blätter der Bäume und Sträucher aus ihren Hüllen hervorquellen. Im Sommer, wenn die Schatten der Tannen und Buchen das Leben in glühender Hochsommerhitze erträglich machen. Im Herbst und Winter, wenn grosse Stürme und Schneetreiben an den mächtigen Baumkronen rütteln, wenn die vom Winde gebogenen Baumkörper ächzen und stöhnen, immer ist es schön. Diese ewig währenden Schönheiten, genossen in gesunder Waldluft, wirken erfrischend. Keiner versäume es, sich dieses Erleben so oft wie möglich zur Aufgabe zu machen.

F.L.

Handwerk, Gewerbe, Harnischplätz

3. September 1940

– Brittnau

Die Harnischplätzmacher von Brittnau

Ein untergegangenes Gewerbe, das einst in Brittnau ausgeübt wurde, war das Anfertigen von Harnischplätzen. Es war der Beruf der Familien mit Namen Buchmüller. Dieses Handwerk wurde jedoch in der Regel nur als Nebenbeschäftigung betrieben. Diese Buchmüller waren kleine Bauersleute, die vom Ertrag ihrer Landwirtschaft sich kaum durchbringen konnten, deshalb suchten sie in irgendeiner andern Beschäftigung die Einnahmen zu vermehren. Damals waren die staatlichen Fürsorgeverordnungen nicht dermassen organisiert wie heute. Arbeitslosenunterstützungen oder dergleichen waren unbekannt. Die Leute griffen daher nach jeder Gelegenheit, die ihnen geboten war, um etwas Geld zu verdienen. In der Vorstadt, dort wo heute die Familie Starkermann wohnt, war die Harnischplätzmacherei zuhause. Samuel Buchmüller, alt Gemeinderat, war der eigentliche Fabrikant dieser Harnischplätze. Die Fabrikation war denkbar einfach und brauchte nur primitive Hilfsgeräte, die kein grosses Kapital benötigten. Die Harnischplätze wurden aus Eisenringli im Durchmesser von ca. 15 Millimeter angefertigt. Diese Eisenringli bestanden aus blankem Eisendraht von 1,5 Millimeter Dicke. Dieser Draht wurde von den Eisenhandlungen in Ringen von 5 oder 2 ½ Kilogramm bezogen. Die Ringe wurden auf Haspeln gelegt und dann auf einem Rundstab von 12 Millimeter Durchmesser aufgewunden wie Garn auf eine Spule. Die so aufgewundenen Drähte hatten eine Länge von 20 – 30 Zentimeter und machten den Eindruck einer Feder. Mit einer kleinen Maschine, „**Scheerli**“ genannt, wurden diese Federn, im Fachausdruck „**Trödel**“ geheissen, zerschnitten. Das waren dann die fertigen Ringli. Diese Trödel wurden von Erstellern, die sich keine Scheerli anschaffen konnten, auch nur mit einer Zange zerschnitten. Es wurden offene und geschlossene Ringli angefertigt. Zur Fabrikation der Harnischplätze wurde ein Holzstöckli von 25 Zentimeter Höhe verwendet. An diesem Holzstöckli, das auf einem Tisch oder Werkbank gestellt wurde, war ein Rundeisenstängeli, ungefähr in der Dicke einer hölzernen Stricknadel, mit Agraffen befestigt, angebracht. Über diese Eisenstängeli wurden ca. 20 geschlossene Ringli geschoben; damit diese nicht ab dem Stängeli rutschen konnten, war dieses Stängeli vorne etwas aufgebogen. Die Fabrikation konnte beginnen. Mit einem offenen Ringli wurden zwei geschlossene Ringli von der Stange gefasst und so weiter, immer ein offenes Ringli und zwei geschlossene Ringli, bis diese Ringli eine Kette von 10 – 15 Zentimeter Länge bildeten. Für einen Harnischplatz normaler Grösse wurden für diese Kette acht offene und acht Paar geschlossene Ringli benötigt. Dieses Ketteli war der Anfang des Harnischplatzes und wurde „**Schlämpfli**“ geheissen. Dieses Ketteli hing senkrecht von der Stange. Das Einhängen von weiteren Ringli geschah nun nicht mehr in senkrechter Richtung, sondern der Stange entlang waagrecht. Das Aneinanderreihen von Ringli, seitwärts wie eine Kette, wurden „**Gang**“ genannt, dieser bestand wiederum aus „**Scharen**“. Zu einem normalen Harnischplatz gehörten ca. 16 Scharen. Nach Fertigung der Harnischplätze wurden diese in einem Sack, der etwas Sägemehl angefüllt war, hin und her gerüttelt und dadurch blank gescheuert. Diese Plätze wurden, bevor sie in den Handel kamen, gebündelt. Ein Bündel wog immer ein Pfund (500 Gramm). Zu einem Bündel waren 1 – 6 Harnischplätze nötig, je nach Grösse. Die Harnischplätze wurden per Kilogramm ihrer Kundschaft weiterverkauft. Diese

Harnischplätze waren früher in jeder Haushaltung anzutreffen. Mit diesen wurden die Kochgeschirre, hauptsächlich Eisenpfannen und Eisenhäfen (Gusshäfen), sauber gerieben. Zu jeder Küche gehörte ein Harnischplätz, ohne diesen glaubte dazumal die Hausfrau eine Pfanne nicht sauber halten zu können. Diese Putzplätze waren unentbehrlich, wie die Pfannenrießeli aus Reisstroh. Es wurden auch extra grosse Harnischplätze angefertigt, die in den Käsereien zum Reinigen der Kupferkessel Verwendung fanden. Heute haben andere Putzmittel diese Drahtplätze verdrängt. Solche werden zwar heute immer noch angefertigt, und das in der Hauptsache im Kanton Bern. In unserer Gegend sind diese eisernen Putzringli ganz aus der Mode gekommen. Aus Eisenringli wurden auch früher Geldbeutel erstellt. Diese Ringli waren aber bedeutend kleiner und waren nur 6 Millimeter im Durchmesser. Diese Geldbeutel sind ganz selten geworden. Ich kenne nur einen, der noch einen solchen Geldbeutel auf sich trägt, und das ist der alte Vater Bernhard Gerhard, im Graben, zu Brittnau.

Nach Samuel Buchmüller hat sein Sohn Jakob (**Sameli Jokeb** genannt) in den neunziger Jahren noch Harnischplätze angefertigt. Nach seinem Tode, nach der Jahrhundertwende, ist die Fabrikation erloschen. Viel später hatte ein weit entfernter Verwandter der aufgeführten Buchmüller, Fritz Buchmüller, Färbereiarbeiter, in der Dorfgeschichte als **Davi Fritz** bekannt, die Fabrikation im Kleinen wieder aufgenommen. Als alter Man konnte er seinen Hauptberuf nicht mehr ausüben, um aber doch noch ein paar Batzen verdienen zu können, hatte er Harnischplätze fabriziert. Ich habe noch solche von ihm bezogen und in meinem Laden verkauft. Davi Fritz war der letzte Harnischplätzmacher von Brittnau. Er starb am 4. Juli 1928 im Bezirksspital Zofingen. Seine letzte Ruhestätte im Friedhof zu Brittnau ist gezeichnet durch ein schmuckes Holzkreuz, das teilweise zerbrochen ist. Das einsame Grab ist mit Weissklee und Schmalen bewachsen. Eine einzige Margerite schmückt, wie traumverloren, die Grabstätte. Mit Fritz Buchmüller ist der letzte Harnischplätzmacher ins Grab gesunken, mit diesem ist die einst verdienstbringende kleine Hausindustrie erloschen.

F.L.

Person, Jakob Bienz, (1811 – 1898), Kröni Bienz, Zimmermann, Freischärler 1845

2. August 1942

– Brittnau

Der Kröni Bienz von Brittnau

Wenn ich in Gedanken zurückblicke in die Zeit der vergangenen Jahrhunderte, so streife ich stete das Leben eines alten Brittnauers, den viele Anwohner noch in Erinnerung haben werden. Während 87 Jahren hatte er, als braver Bürgersmann, in unserer Gemeinde gelebt. Jakob Bienz war sein richtiger Name. Er war geboren am 16. Juni 1811. Er wohnte in der Vorstadt, zuletzt im heutigen Hause von Jakob Kupferschmied. Dort, in der früheren alten Hinterstube, ist er am 17. März 1898 gestorben. Er war von Beruf Zimmermann. Neben diesem Beruf bewirtschaftete er noch ein kleines Bauerngütli. Zwei Ziegen waren seine ganze Fahrhabe. Bevor er im heutigen Hause Kupferschmied wohnte, besass er ein kleines Wohnhäuschen in der Tschamper-Höhle. **Tschamper-Höhle** nannte man früher den Hohlweg, der von der Vorstadt dem Albis entlang nach der Fröschengüllen führte. Der Hohlweg auf der anderen Seite vom Hause Vonäsch nach dem Verbotstock, wurde **Röser-Höhle** geheissen. Die Namen dieser Hohlwege entstammen vermutlich von den Geschlechtern Tschamper und Arni. Die Aerni führten früher die Zunamen „**Röser**“. So der **Röser Hani** und der **Röser Fritz**. Teile dieser Familien wohnten in der Vorstadt. Die Benennung der Hohlwege ist sehr wahrscheinlich von diesen Namen abgeleitet worden. Links der Tschamper-Höhle, hart am Rande des **Albiskrachen**, standen früher zwei Wohnhäuser. Beide sind dem Feuer zum Opfer gefallen. Das obere Häuschen, in dem früher Kröni Bienz wohnte, ist am 4. April 1897, an einem regnerischen Sonntagmorgen, durch Feuer zerstört worden. Das untere Heimetli ist etwa fünf Jahre später, in einer schönen Sommernacht, in Flammen aufgegangen. Das Schicksal hatte es vielleicht so gewollt, denn der Platz, auf dem diese Häuschen gestanden sind, war denkbar ungünstig. Ganz am Rande einer Felswand aus Sandstein, überschattet von mächtigen Waldbäumen, vermochte die Sonne nur während wenigen Stunden des Tages auf diese Holzhäuser zu scheinen. Heute würden solche Bauplätze nicht mehr bewilligt. Es kommt uns auch sonderbar vor, dass früher bei den bescheidenen Landpreisen, solche abgelegene und sonnenarme Landstreifen ausgesucht worden sind, um darauf Wohnstätten zu erbauen. Kröni Bienz war verheiratet mit einer Elise Buchmüller, Schwester des bekannten Politikers Buchmüller, Schumacher. Das einzige Kind, das aus dieser Ehe hervorgegangen ist, starb im zarten Alter. Das Leben von Kröni Bienz, kannte ich nur während 5 Jahren, von 1893 bis zu seinem Tode im Jahre 1898. Wir wohnten im gleichen Hause, eben dort, wo Jakob Kupferschmied heute sein Heim aufgeschlagen hat. Von allen alten Manen, die ich noch im Gedächtnis habe, war Jakob Bienz der interessanteste. Er war bereits über 80 Jahre alt, als ich ihn kennen lernte. Er war von grosser hagerer Gestalt mit weissem Vollbart, der bei den Mundwinkeln, vom vielen Tabackkauen, etwas braun angelaufen war. Seine Frau, um neun Jahre jünger, war eine tüchtige Handweberin. Sie bestritt im Alter ihren Unterhalt. Der Verdienst war nur klein, aber er reichte aus für das bescheidene Lebe, das beide führten. Kröni Bienz machte die „**Spühli**“, die seine Frau zum Weben nötig hatte. Ich kann mir diesen weisshaarigen Mann heute noch gut vorstellen, wie er am Spuhlrad sass. Über den Augen hatte er ein Schirm aus Leder, der durch einen Lederriemen am Hinterteil des Kopfes befestigt war. Dieser Schirm musste das grelle Licht

vom Fenster abwenden. Eine dreifarbige alte Katze strich beständig um das Spuhlrade herum. Sie kratzte mit ihren langen Krallen tiefe Rillen in das Gestell des Spuhlrades. Bienz war in jüngeren Jahren auch noch Handweber. Er war auch einer, der regelmässig „Blauen“ machte. Er berichtete, dass er im Webkeller selten die Arbeit vor Mittwoch aufgenommen hatte. Dafür wurde Ende Woche die ganze Nacht durchgearbeitet. Nach seinen Gesprächen war er in der Frische seiner Kraft ein lustiger Feger. Und vor allem ein guter Basssänger. Er wurde oftmals bei geselligen Anlässen in der „Sonne“ ins Dorf geholt, um mit seiner kräftigen Basstimme den vorgetragenen Liedern den nötigen Schwung zu geben. Kröni Bienz war, wie viele andere alte Leute, nicht immer guter Laune. Doch wenn er seine guten Tage hatte, so erzählte er uns von seinen Erlebnissen. Im Jahre 1832 wurden am Zofinger Kirchturm kleine Reparaturen ausgeführt. Bienz musste als Zimmermann, mit anderen Handwerkern, die Reparaturen vollführen. Der Meister hatte den Arbeitern strenge verboten, auf die Kugel zu steigen. Über die Mittagspause konnte sich aber Bienz und ein Mitarbeiter nicht enthalten, zuoberst auf die Kugel zu steigen. Bienz wurde es aber schwarz vor den Augen und wenn sein Berufskamerad ihn nicht hätte halten können, so wäre er hinuntergestürzt. Dieses geschah an seinem Namenstage am 25. Juli 1832. Im Jahre 1845 nahm Kröni Bienz am zweiten Freischarenzug teil. Wenn er uns von diesen kriegesischen Taten erzählte, so wagten wir Buben kaum zu atmen. Mit offenem Munde horchten wir seinen Berichten.

Er war auf dem Gütsch bei Luzern in Stellung. Die Truppen warteten auf den Befehl von General Ochsenbein, aber dieser Befehl blieb aus. Die Freischaren gerieten dadurch in Verwirrung und wurden zersprengt. Bienz musste mit anderen flüchten. Ihrer sechs Mann kamen bis nach Schötz. Ausgehungert und halbverdurstet kehrten sie in einer Wirtschaft ein und bestellten eine Mass (1 ½ Liter) Wein. Kaum hatten sie aber den Wein gekostet, so läuteten vom nahen Kirchturm die Sturmglocken. Sie waren als Freischärler erkannt worden. Trotz fast vollkommener Erschöpfung und ohne Zeche zu bezahlen, ergriffen alle die Flucht. Ein jeder sucht sich, wie es eben ging, durchzuschlagen. Hinter ihren Rücken piffen die Kugeln. Kröni Bienz konnte unterhalb Mehlsecken die schützende Grenze erreichen. Durch Hunger, seelische und körperliche Überanstrengungen total heruntergekommen, legte er sich auf einer Matte nieder, um etwas auszuruhen. Dadurch hätte er beinahe sein Leben eingebüsst. Ein Bauer aus dem Grod zu Brittnau, der mit einer Wässerschaufel die Gräben reinigen wollte, hatte Bienz entdeckt. Er glaubte, einen konservativen Flüchtling vor sich zu haben und schickte sich an, diesen mit der Wässerschaufel zu erschlagen. Im letzten Augenblick konnte sich Bienz als Brittnauer erkenntlich machen und den Bauern von seinem Vorhaben abbringen. Diese wahren Erlebnisse hatte uns Kröni Bienz immer wieder erzählen müssen. Gar mancher ist aus diesen Freischarenzügen, wo er Lorbeeren zu ernten hoffte, nicht mehr zurückgekehrt. Kröni Bienz war ein geiziger Mann. In seiner alten Hinterstube, die ihm als Wohnstube und Schlafstätte diente, stand ein alter geschnitzter Trog aus Eichenholz. In diesem hatte er sein ganzes Barvermögen von einigen hundert Franken aufbewahrt. Um ganz sicher zu sein, dass dieses kleine Vermögen nicht verloren gehen könne, hatte er Tag für Tag die Fünflieber hervorgeholt und jedes Mal mehrmals gezählt. Das war die einzige Beschäftigung, die ihm im letzten Lebensjahr noch Unterhaltung brachte. Wir Buben haben Kröni Bienz manchmal zugeschaut, wie er die Fünflieber zu kleinen Haufen aufschichtete. Uns dünkten diese Silberrondellen ein ungeheures Vermögen, das uns alle Begriffe von Geld über den Haufen warf. Eine kleine Episode beleuchtet seine Sparsamkeit. Bei seinem Nachbarn kaufte er einmal 5 Liter echten Schnaps, den er in einem blauen Steinkrug heimtrug. Daheim prüfte er den Inhalt nach. Dazu benützte er ein Zweiergütterli, das er nun

25mal zu füllen hatte. Beim letzten Gütterli fehlte bis zum Strich höchstens ein kleines Gläsli, das er beim so vielen Messen verschüttet oder vermessen haben konnte. Das Fehlen dieser paar Tropfen gebrannten Wassers veranlasste ihn, beim Verkäufer zu reklamieren, der ihm dieses Gläschen nachlieferte. Brantwein war das einzige alkoholische Getränk, das er zu sich nahm. Er trank es massvoll, so ein bis zwei Gläschen im Tag. Mehr vermochte er nicht zu ertragen. Eine Ausnahme machte er nur hie und da sonntags, wenn er zu seinen Freunden ging. Dann konnte es vorkommen, dass er ein Gläschen zu viel schluckte. Seine Kameraden mussten ihn dann jedes Mal heimführen. Wir Buben hatten Bienz manchmal einen kleinen Streich gespielt. Darüber hatte er gepoltert und aufbegehrt. Daneben mochten wir ihn gut leiden, da er uns bei Streitigkeiten mit Nachbarskindern immer in Schutz nahm. Heute denke ich manchmal an die ferne Jugendzeit zurück, wo ich mit Kröni Bienz auf der hölzernen Bank vor dem Hause unter dem alten Strohdach sass. Neben ihm schnurrte die dreifarben Katze, die er mit seinen dünnen, langen, mit blauen Adern durchzogenen Händen streichelte. Auf dieser Bank hatte er uns Kinder von seinen Erlebnissen erzählt, die wir damals gar nicht richtig bewerten konnten. Erst viel später sind uns diese abwechslungsreichen und interessanten Plauderstündchen das geworden, was sie in Wirklichkeit waren.

F.L.

Strassenverkehr, Person, Rudolf Kaufmann, (1844 – 1935), Postruedi, der letzte Postillion von Brittnau

17. Januar 1943

– Brittnau Heimatkunde

Der letzte Postillion² von Brittnau

Heute sind die Verkehrswege stiller geworden. Nur selten begegnen wir einem Auto. Alle möglichen Beförderungsgeräte beleben die Landstrassen. Solche, die irgendwo in Vergessenheit geraten waren, werden zum frischen Gebrauch aus ihren alten Winkeln hervorgezogen. Die Zeit führt uns in die Vergangenheit zurück, wo die Postkutsche durch unsere Dorfstrassen fuhr. Das heimelige Geklingel der Kummelglöcklein und der Hufschlag der Pferde, waren Jahre hindurch unsere täglichen Begleiter, die wir nicht wegzudenken wagten. Die Industrialisierung und der Aufschwung des Verkehrs haben eine raschere Abwicklung aller Transporte bewirkt, so dass die alten Beförderungsmittel nicht mehr genügten. Diesem Umstand musste die Pferdepost über Strengelbach nach Zofingen einem moderneren Verkehrsgerät Platz machen. Der letzte Postillion von Brittnau war Rudolf Kaufmann, im Dorfleben „**Postruedi**“ geheissen. War gebürtig aus Reitnau. Dort, in seiner Heimatgemeinde, wurde er am 4. Dezember 1844 geboren. Als Verdingbub aufgewachsen, erlebte er eine harte Jugendzeit. Nach Schulaustritt kam er ins Hintermoos-Wikon zur Familie Burgherr und diente bei dieser als Knecht und Landarbeiter. Später zog er aus dieser Stelle nach Brittnau und trat in den Dienst von Bernhard Kunz, damaliger Sonnenwirt zu Brittnau. An diesem Arbeitsplatz hatte er vorerst täglich zweimal die Post über Strengelbach nach Zofingen zu führen. Die Post wurde zuerst einspännig geführt. Der erste Gaul, mit dem Postruedi den Postwagen zu führen hatte, war ein Bourbakipferd, aus jener grossen französischen Armee, die am 1. Februar 1871 bei Verrières die Schweizergrenze überschritten hat. Erst um die Jahrhundertwende konnte Ruedi eine richtige Postkutsche in Empfang nehmen, die er nun mit zwei Pferden bespannt dreimal täglich über Strengelbach nach Zofingen und zurück zu führen hatte. Die älteren Anwohner an der Strasse Brittnau-Strengelbach-Zofingen werden sich noch gut an Postruedi erinnern können. Er war klein von Gestalt, kaum 150 Zentimeter gross, hatte graue kleine Äuglein und ein glatt rasiertes Gesicht. In seinem blauen Postkittel und seinem eigenartigen grossen Posthut mit Sturmband war er eine Sonderfigur, die schon wegen der geringen Körpergrösse auffallend wirkte. Seine Aufgabe war, die Postsachen von Brittnau und Strengelbach nach Zofingen zu führen und umgekehrt, die in Zofingen ankommenden Gegenstände und auch das „Zofinger Tagblatt“ zurückzuführen. Mitunter waren Passagiere aufzunehmen. Ein Gast, der am meisten die Post zu einer Fahrt nach Zofingen benützte, war Herr Baumann, ehemaliger Pfarrer von Brittnau. Liebespaare, wie sie der Gotthard-Postillion oftmals befördert hat, wird Ruedi nur wenige geführt haben; darüber hat er pflichtgemäss nichts verlauten lassen. In Zofingen wurden die Pferde in den Ochsen-Stallungen in Ruhestand gestellt, Postruedi benützte die Pausen, um Kommissionen zu machen, die ihm von Haushaltungen von Brittnau aufgetragen worden sind. Hin und wieder, um die Zeit zu vertreiben, trank er in der spanischen Halle ein Gläschen

² Der **Postillion** (franz., im Deutschen auch *Postillion*) war der Gespannführer eines Pferdefuhrwerks, das mit Postkutsche im Postbetrieb zur Brief- und Personenbeförderung eingesetzt wurde.

Gebranntes. Zur Winterszeit verbrachte er die Freistunden auch im Zofinger Postbureau, um dort Füsse und Hände zu erwärmen. Es war nicht immer leicht, im Winter bei Frost und grossem Schneetreiben die Postkutsche durch grosse Schneemassen nach Zofingen zu bringen. So konnte es vorkommen, dass der Postwagen zu spät an seinem Bestimmungsort ankam. Aber solche Störungen gehörten zu einem normalen Betrieb und sind nicht zu umgehen. Die Post war für viele Anwohner ein Zeitmesser, Das Erscheinen der Postkutsche war für manche Hausfrau, oder Hausgefährten das Zeichen zum Beginn irgendeiner Arbeit. Sie gewöhnten sich an die zeitgleichen Durchfahrten, wie an das Essen und Trinken. Der Kurs, der zum meisten in dieser Beziehung Beobachtung fand, war die Nachmittagspost nach altem Fahrplan, die um drei Uhr geführt wurde. Besonders für die Landarbeiter zwischen Brittnau und Strengelbach war das Anrollen des Postwagens ein Ereignis. Es war das Zeichen des Zobigessens. Für uns Kinder war die Post deswegen zu einem wichtigen Begriff geworden. In Hunderten von Malen haben wir nach dem Brittnauer Dorfausgang geblickt und nach der Postkutsche Ausschau gehalten. Jedes Mal, wenn die Post in Sicht war, waren wir hochofrenut. In diesem Augenblick kam uns Postruedi als Erlöser vor, den wir in kindlicher Dankbarkeit als etwas Höheres bewerteten.

Rudolf Kaufmann wohnte während seinen Diensten als Postillion mit seiner Familie an der Wigger, im alten Fritschihause. Um vier Uhr morgens musste er aufstehen, um seinen Arbeitsplatz in der Sonne zu beziehen. Bevor er morgens früh seine Arbeit als Postillion zu beginnen hatte, waren allerhand Vorbereitungen zu treffen. Die Pferde mussten gefüttert und gepflegt werden. Diese Arbeitsgänge wiederholten sich täglich während mehreren Jahrzehnten. Am 30. September 1906 verkehrte die Pferdepost zum letzten Mal. Anderntags den 1. Oktober 1906 wurde der Autobetrieb eröffnet, der täglich in sieben Kursen in jeder Richtung und sonntags in sechs Kursen den Post- und Personenverkehr bewältigte. Mit der Eröffnung der Bahnstation Brittnau, am 1. Mai 1910, musste auch das Postauto einem anderen Beförderungsmittel Platz machen. Durch diese Verkehrsverlegung hat die Verbindungsstrasse von Brittnau nach Strengelbach an Bedeutung verloren. Die Pferdepost war gerne gesehen, brachte sie doch Poesie auf die Landstrasse, Der Autopost dagegen hat niemand nachgeweint, war sie doch ein grosses Verkehrshindernis für den landwirtschaftlichen Fuhrwerksbetrieb auf der schmalen Landstrasse. Mit dem Eingehen des Pferdepostbetriebes hatte Postruedi einen langjährigen Posten verloren. Was mag er wohl damals für Gedanken gehabt haben, als er für immer von seiner gewohnten Beschäftigung Abschied nehmen musste. Darüber hat er geschwiegen, denn es war nicht seine Art, Vergangenem nachzutruern. Er suchte andere Arbeit, die er in Wikon bei Familie Schütz fand, bis das Alter ihn nötigte, seine ständige Arbeit aufzugeben. Seinen Lebensabend verbrachte Ruedi in stiller Zurückgezogenheit bei seiner Tochter Marie Gerhard-Kaufmann auf dem Schürberg zu Brittnau. So alle Wochen einmal führte ihn der Weg ins Dorf. Daneben verbrachte er die Stunden zu Hause auf dem Kunstofen. Im letzten Lebensjahr hatten auch diese Gänge aufgehört. Sie waren ihm durch die Last der Jahre zu beschwerlich geworden. Rudolf Kaufmann hat die Postkutsche um fast dreissig Jahre überlebt. Er starb am 6. Januar 1935 im Alter von etwas mehr als neunzig Jahren. Sein langes Leben hatte er nicht dazu benützt, um Reichtümer zu erwerben, denn das war nicht sein Trachten. Nur die Anspruchslosigkeit allein führte ihn auf Pfade, die für ihn das Glück bedeuteten. Sein schlichtes Grabdenkmal ist geziert mit einem Posthorn, umwunden von Eichenlaub. Mit Postruedi ist der letzte Zeuge eines für unsere Gegend überlebten Verkehrsmittels zur grossen

Museum Brittnau / FRITZ LERCH-ZAUGG, 1885-1968 (F.L)

Fritz Lerch - Erinnerung aus dem Dorfleben

Abschrift: Benno Meier / ab 06.03.2020

Armee eingegangen. Viele von Brittnau, Strengelbach und Zofingen werden sich noch dieser kleinen Gestalt erinnern, die jahrelang täglich an ihnen vorbeigezogen ist.

F.L.

Natur, Störche, Storchenleben

15. August 1943

– Brittnau

Das vergangene Storchenleben in Brittnau

Wenn wir durch die sauber ausgebauten Strassen unsere schönen Bauerndorfes Brittnau wandern, haften unsere Blicke unverweilt am schlichten alten Kirchturm, dessen farbiges Dach sich im Sonnenglanz spiegelt. Aber die Freude, die wir beim Betrachten dieses weissgetünchten Baues empfinden, wird herabgemindert durch die Leere des verwaisten Storchennestes. Wo einst in den Frühlings- und Sommertagen reges Leben herrschte, ist stille Einsamkeit eingekehrt. Verlassen steht das Eisengerüst des Storchennestes auf hoher Warte. Nur einige halbzerfallene Reisereste zeigen noch vom verschwundenen Familienleben der Storchenpaare. Sechzehn Jahre sind vergangen, seit die letzten Störche auf dem Kirchturm Wohnsitz genommen hatten. Das Leben dieser beliebten Vögel war sehr interessant und lehrreich. Wie haben die Dorfbewohner jeden Frühling auf den Anflug dieser Bewohner der Lüfte gewartet, und wie haben sie sich auf das erste Klappern gefreut, das immer den Frühling ankündigte. Der erste Storch hat meistens in der ersten Hälfte März das Nest bezogen. Er kam immer allein. Der zweite Gefährte stellte sich in der Regel nach etwa vierzehn Tagen ein. Die Ankunft des Ehepartners wurde vom ersten Storch einige Stunden vorher durch lebhaftes Klappern angekündigt. Über dieses vorherige Ankündigen liegt ein Geheimnis der Vogelwelt, das wir nicht ergründen können. Die erste Arbeit der Störche war die Instandstellung des Storchennestes. Die verwitterten Reisen, Strohhalme und Resten aus Strohdünger wurden entfernt und durch frische trockene Ware ersetzt. Es war immer ein emsiges Aufräumen, das von diesen stolzen Geschöpfen mit Eifer und Ausdauer betrieben wurde. Nach der sorgfältigen Ausstattung ihres Wohnsitzes begann die Paarung und das Brutgeschäft. Ende Mai oder anfangs Juni schlüpften 3 – 5 Junge aus den Eihüllen. Mit dieser Zeit begann das richtige Storchenleben. Die jungen Störche mussten mit reichlich Futter versorgt werden. Den ganzen Tag waren die Eltern auf Reisen, um Fische, Kröten, Eidechsen, Mäuse und Würmer einzufangen. Das fortwährende Ab- und Anfliegen dieser Segler der Lüfte aus ihrer Höhenwohnung war besonders reizvoll. Die Störche suchten ihre Nahrung auf abgemähten Wiesen, in Bächen, Sümpfen und hauptsächlich auf Wässermatten. In stolzer Haltung durchwateten sie die Wasserläufe, um Fische und Groppen zu fangen, die sie dann mit ihren langen und kräftigen Schnäbel in ihr Heim trugen. Im zarten Alter waren die Jungstörche nicht in der Lage, die grossen Bisse ohne fremde Hilfe zu verzehren. Diese herangebrachte Nahrungsstücke mussten daher von den Eltern zerkleinert werden, was sie unter Aufwendung aller Kräfte und starkem Flügelschlag getan haben. Die schwarz und weiss gefiederten Bewohner unseres Kirchturms suchten ihre Nahrung nicht nur in der Nähe unseres Dorfes. Sie flogen auch ins Wilital oder auch in andere Gegenden, überall dorthin an Wasser oder Sumpfstellen, wo etwas Essbares zu finden war. Beim Herumstolzieren auf Wiesen und Matten zeigten die Störche keine Scheu. Man konnte bis auf wenige Schritte an sie herankommen, bis sie sich entfernten. Gegen Mitte Juli waren die Jungstörche erwachsen und mussten für ihren Unterhalt selbst aufkommen. Die Alt- und Jungstörche waren zu dieser Zeit noch voneinander zu unterscheiden. Das Gefieder der letzteren war ausgeprägter weiss und schwarz, als bei den alten Störchen. Nach und nach ging auch dieser Farbenglanz verloren,

und nur schwer konnten Alt- und Jungstörche als solche erkannt werden. Durch die Vermehrung der Storchenfamilie war das Nest zu klein geworden. Ein Teil der Storchenfamilie musste die Nacht ausserhalb ihrer Wohnung verbringen. Hierzu war der Schulhausfirst bevorzugt. Die ganze Nacht standen sie auf einem Bein, den Schnabel ins Gefieder eingezogen. Gegen Ende ihres Hierseins zogen die Störche öfters fort, um einige Tage nicht heimzukehren. Dieses Fortbleiben wiederholte sich einige Male, bis sie endgültig nicht mehr zurückkehrt. Der Wegzug geschah meistens in der zweiten Hälfte August. Die mittlere Zeit ihres Anfluges war der 10. März und ihres Abfluges der 20. August. Es gab aber auch Ausnahmen, wo die Störche früher kamen oder später abflogen. Diese Ausnahmen, waren aber selten. Nur einmal, im Jahre 1918, ist der erste Storch am 11. Februar angekommen. Später, anfangs der Zwanzigerjahre, sind die Störche erst am 4. September ausgezogen. Es kam äusserst selten vor, dass die Störche an der Reidenerkilbi noch anwesend waren.

Im Jahre 1927 haben die prächtigen Bewohner des Kirchturmdaches zum letzten Mal ihr Heim aufgesucht. Es hat früher schon Perioden gegeben, wo die Störche ausblieben, so in den Jahren 1913 bis 1917. Aber immer sind sie wiedergekehrt. 1927 hatte sich das Storchenleben zu einem Drama entwickelt, das bis zum heutigen Tag nicht mehr gut gemacht werden konnte. In diesem Jahr sind die Störche wie gewohnt anfangs März in ihre Heimat zurückgekehrt. Das Leben auf dem Kirchturmdach hatte in freudiger Erwartung der kommenden Frühlingstage ihren Anfang genommen. Aber bald mussten die Dorfbewohner wahrnehmen, dass einer der Störche nicht mehr anwesend war. Zuerst glaubte man an Unstimmigkeiten, die im Storchenleben vorkommen, wie im Zusammenhang der Völker. Doch die Befürchtungen wegen dem Ausbleiben des einen Ehepartners wurde zur Wahrheit. Der zweite Storch kam nicht mehr zurück. Eine Starkstromleitung war ihm zum Verhängnis geworden. Der zurückgebliebene Storch hütete weiter seine Wohnstätte. Aber das frohe Leben auf hoher Warte war erloschen. In tiefer Trauer stand er auf seinem Wohnsitz und schaute verlassen in die Welt seiner Heimat. Am ersten Sonntag im Mai, einem Tag voll Wärme und Sonnenschein, gerade als der gefiederte Bewohner des Kirchturmdaches seinen Horst für kurze Zeit verlassen hatte, zog ein anderes Storchenpaar auf das Storchennest. Es richtete sich sofort wohnlich ein. Die Paarung begann sofort, nach dem Einzug, was immer das sichere Zeichen ihrer festen Besitznahme einer neuen Wohnung bedeutete. Alles freute sich der neuen Bewohner, und jedermann glaubte an das Fortleben dieser anmutigen Vogelwelt. Die Freude war jedoch von kurzer Dauer. Niemand hatte mit der Rückkehr des alten Storches gerechnet. Dieser erschien aber bald wieder. Es kam zu einem schweren Kampf, der mit einem totalen Sieg des vereinsamten Storches endete. Das kaum zugezogene Storchenpaar musste ausziehen. Der zurückgebliebene Storch ertrug aber das Alleinsein nicht mehr lange. Er verschwand auf Nimmerwiederschen. Unfälle im Storchenleben kamen immer vor. Vor etwa zwanzig Jahren ist ein kranker Storch in der Nähe des Kirchturms aufgefunden worden, der sehr wahrscheinlich die Kraft zum Weiterfliegen nicht mehr aufgebracht hatte. Dieser Storch wurde im Pfarrhausgarten gepflegt und mit Fischen, Groppen und Ziegenmilch gesund gefüttert. Nach drei Wochen sorgfältiger Pflege war er soweit hergestellt, dass er wieder ins Reich der Lüfte aufsteigen konnte- Seit den Maitagen 1927 ist das Storchennest verwaist. Wohl sind hie und da zur Frühlingszeit Störche angefliegen, so im April 1940 und am 28. Mai 1943. Aber immer nur für kurze Zeit. Nie haben die Störche mehr festen Wohnsitz genommen. Wenn ich an die Zeit des Storchenlebens zurückdenke, kann ich nie ein Gefühl der Traurigkeit unterdrücken, das jedes Mal dann an mich herankommt, wenn ich auf

das Kirchturmdach blickte. Das abwechslungsvolle Leben, das diese prachtvollen Geschöpfe dargeboten haben, war für uns Dorfbewohner und auch für fremde Zuwanderer etwas Anmutiges, das uns immer mit Freude und Stolz erfüllte. Die heute heranwachsende Jugend kennt den Storch nur aus den Erzählungen ihrer Mütter; aber nie hatten sie das Glück gehabt, das Leben dieser grossen Segler der Lüfte in der Nähe anzuschauen. Jeden Frühling hoffen alle Bewohner auf die Rückkehr der einstigen Gäste. Es ist aber fraglich, ob wir auf dieses Hoffen Anrecht haben. Wir dürfen nicht vergessen, dass der Storch ein Sumpfvogel ist und seine Nahrung fast ausschliesslich aus Wasserstellen bezieht. Sümpfe werden aber immer mehr und mehr ausgetrocknet. Wässermatten gehen ein und Wasserläufe werden in Zementröhren geleitet. Alle Möglichkeiten, die der Storch zum Leben braucht, werden ihm in unserer Gegend entzogen. Sollten die Störche zu einer Sage werden und nie mehr zu uns zurückkehren, so wollen wir noch in Gedanken bei ihnen verweilen. Das Leben aller Erdengeschöpfe ist immer Veränderungen unterworfen. Manches, da man in Schönheit ersonnen hat, ist nie in Erfüllung gegangen.

F.L.

Auswanderung, Hungersnot, Die grosse Abwanderung aus Brittnau

9. Januar 1941

– Brittnau Heimatkunde

Die grosse Abwanderung aus Brittnau vor 92 Jahren

Zu allen Zeiten hat die Menschheit wahrnehmen müssen, dass die Härten des Lebens nicht zu umgehen sind. Das haben alle erfahren, die in den letzten hundert Jahren genötigt waren, auf dieser Erde ihr Dasein zu fristen. Vor 1914 glaubten wir an den ewigen Frieden. Nichts lag uns ferner als an Krieg zu denken. Arbeitslosigkeit war nicht vorhanden. Jeder, der arbeiten wollte, konnte ohne Mühe Beschäftigung und Verdienst finden. Für Mittellose, oder für solche, die aus irgendeinem Grunde nicht in der Lage waren, für sich selbst zu sorgen, waren Fürsorgeeinrichtungen vorhanden, um der Not zu steuern. Der erste Weltkrieg, sowie die Zwischenzeit und erst recht das heutige Geschehen haben Umwälzungen hervorgerufen, die wir früher nie zu erträumen wagten. Aber entgegen unserer Auffassung, dass das Leben nie schwerer zu ertragen gewesen wäre, als in der Gegenwart, muss ich feststellen, dass amtliche Aufzeichnungen aus der Vergangenheit Begebenheiten aufzählen, die das heutige Leben in unserer Gemeinde und Nachbarschaft in rosigem Licht erscheinen lassen. Bei Nachforschungen und Durchstöberung alter Urkunden bin ich auf ein Gemeinderatsprotokoll vom 17. April 1851 gestossen, das mir so recht die damaligen traurigen Lebensverhältnisse vor Augen führte. Unter diesem Datum haben sich 29 erwachsene Personen, meistens Familienväter, mit Frauen und Kindern, unterschriftlich zur Auswanderung nach Amerika verpflichtet. In alphabetischer Reihenfolge lasse ich die Geschlechter, in Klammern die Zunamen, aufmarschieren: Aerni, Bienz (**Glaser**), Buchmüller (**Daniels**), Gerhard, Heinyman, Kunz (**Stampf**), Lerch (**Tambours**), Lienhard, Mühlethaler, Moor, Wüest, Wälchli (**Friedlis**) und Widmer (**Hädis**, **Hänsedävis** und **Kuhrainers**), total 90 Personen. An Berufen waren aufgezählt: Küfer, Schneider, Schuster, alt Landjäger, Zimmerman und ein Bassgeiger. Am meisten vertreten waren die Widmer mit fünf, Kunz und Lerch mit je vier, Lienhard und Wälchli mit je drei erwachsenen Familienvorständen. Die Bassgeiger und Tambours sind unter Lerch angeführt, dies müssen demnach schon zu jener Zeit musikalisch veranlagt gewesen sein. Ein grosser Teil dieser Auswanderer war nicht in der Lage, die Kosten der weiten Reise aufzubringen. Die Ortsbürgergemeinde musste daher für die Spesen aufkommen. Am Mattenweg im Kohlholz wurde eine Partie Holz geschlagen, um das nötige Reisegeld aufzubringen, das zur Finanzierung dieser Auslandsreise dienen musste. Laut Gemeinderatsverhandlungen wurden diese kaum einzubringenden Vorschüsse als Armenunterstützung angesehen. Als Gegenrecht mussten sämtliche Empfänger der Reisekosten vom Jahre 1851 bis 1866, also während 15 Jahren, auf jeden Bürgernutzen, sei es in Holz oder Allmend, verzichten. So ist zu jener Zeit und auch später sehr oft vorgekommen, dass die Ausgewanderten schon nach Jahresfrist wieder zurückgekehrt sind. Die Abwanderung so vieler Gemeindebürger registriert die bedenklichen Zustände, die damals geherrscht haben. Verdienstlosigkeit, verbunden mit grosser Armut, waren es, welche die Menschen bewogen haben, in so grosser Zahl auszuwandern. Es war sicher nicht die Absicht der zu jener Periode amtierenden Behörde, die armen Bewohner los zu werden, sondern sie verfolgten vermutlich den Zweck, die mittellosen Gemeindebürgern in der Fremde eine Existenz zu verschaffen, die sie in der Heimat leider nicht finden konnten. Daneben haben

Wandertriebe und die Suche nach Glück die Auswanderung befördert; denn Amerika war damals das Land der Hoffnungen.

Mitglieder des Gemeinderates waren im Jahre 1851: Samuel Lerch, Bernhard Widmer, Salomon Widmer, Jakob Ammann und Bernhard Gerhard. Als Gemeindeammann amtierte Samuel Lerch, als Gemeindeschreiber Samuel Urwyler und als Gemeindeweibel Jakob Wälchli. Der Gemeindeammann Lerch bewohnte den früheren Bauernhof Ott, am Dorfrande. Er starb im Jahre 1858 im Alter von 59 Jahren. Sein einzig in der Gemeinde ihn überlebender Nachkomme Friedrich Lerch, von Beruf Sekretär, ist als sein Enkel am 18. Februar 1917, 62 Jahre alt, in Brittnau ledig gestorben. Gemeindeschreiber Urwyler stammt aus der Familie der Organisten. Sein Wohnsitz war das heutige Geschäftshaus Karl Kunz-Tschamper. Dort ist er im Jahre 1856, erst 43 Jahre alt, kinderlos zur ewigen Ruhe eingegangen. Diese Ratsmitglieder waren ganz gewiss erhabene Leute, denen das Lebensglück ihrer Mitbürger nicht gleichgültig war. Durch die Auswanderung versuchten sie diesen Menschen ein erträgliches Heim zu verschaffen. Die Fürsorgeeinrichtungen, wie sie heute bestehen, waren damals nur spärlich vorhanden. Diese genügte bei weite nicht, den armen Gemeindegewohnern das Leben einigermaßen menschlich zu gestalten. Die Gemeindekassen waren, mit wenigen Einnahmen nicht in der Lage, ihre armen Dorfgenosser mit den nötigen Geldmitteln zu versehen.

Aus Erzählungen meiner längst verstorbenen Vorfahren, hauptsächlich meiner Grossmutter, Frau Elisabeth Lerch-Moor, Tochter des Johann, Jakob, Friedrich Moor, auf der Fennern zu Brittnau, konnte ich in Erfahrung bringen, dass die damalige Auswanderung aus Brittnau zu einer grossen Dorftragödie ausgewachsen war. Diese Familie Moor hatte ein Kind in Pflege, ein dreijähriges Mädchen, das sie zur Auswanderung übergeben musste. Den Schmerz wegen Überlassung dieses Kindes an seine Eltern konnte sie lange nicht überwinden. Beim Gasthof „Zur Sonne“ im Dorf war Sammelplatz. Von dort aus ging die Reise nach Basel; denn Eisenbahnen bestanden damals noch keine. Von Basel aus wurden die Auswanderer ans Meer geführt, um die Reise übers grosse Wasser nach Amerika anzutreten. Wir können uns heute von diesem grossen Menschenschub keine richtige Vorstellung machen. Wenn wir versuchen, nur einen kurzen Augenblick an dieses Geschehen nachzudenken, so kommen wir zur Überzeugung, dass die Abreise so vieler Personen aus einem Dorfe hart und grausam gewesen sein muss. Alle diese Ausgewanderten haben doch etwas hinterlassen, das ihnen einst teuer war. Viele haben Eltern, Geschwister oder sonst liebe Angehörige und Freunde zurückgelassen, die Heimat, das Haus, wo sie geboren und aufgewachsen sind; die Stube und die Kammer, wo sie täglich ein- und ausgegangen und geschlafen haben; die Gärten, Felder und Matten, wo sie zur Arbeit gegangen sind; die Wälder, die Felder, deren heimeliges Rauschen sie oft gelauscht haben, und den Friedhof mit ihren Toten, denen sie Blumen gebracht haben. Das Reisen zu jener Zeit brachte Beschwerden, die wir heute nicht mehr kennen. Verweilen wir in Gedanken bei den vielen Kindern, die ihre Heimat verloren haben. Das Weinen dieser Kleinen, wenn sie abends vergebens nach der Wiege ihrer einstigen Kammer gefragt haben, muss doch für die Mütter schwer und drückend gewesen sein. Abwanderungen in die Fremde sind später immer wieder vorgekommen; aber jedenfalls kaum mehr in diesem Ausmass. Wir fragen uns heute, was diese vielen Menschen damals in der Fremde angefangen haben, wenn sie vom Heimweh geplagt, sich in der Unendlichkeit der nordamerikanischen Prärien, oder irgend in einer Grossstadt niedergelassen haben? Wie oft werden sie in leiser Schwermut an die verlorene Heimat zurückgedacht haben, sie des trauten

Dorfgeläutes erinnernd, das sie einstmals zum Kirchgang gerufen hat. Viele werden sich durch harte Arbeit und Fleiss mit den Jahren aufgerungen haben. Hie und da wird einer zu Ansehen und Vermögen gekommen sein. Andere aber sind an Heimweh, Kummer und Entbehrungen zugrunde gegangen. Ihre Namen sind nach und nach in Vergessenheit geraten. Wo sind heute die Nachkommen, Enkel, oder Urenkel jener Auswanderer? Mit amerikanisierten Namen kämpfen sie vielleicht heute auf den Schlachtfeldern Europas. Wer weiss, ob sie nicht schon in den nächsten Stunden im Bombenflugzeug über unser Land kreisen, nicht ahnend, dass dieses kleine Stück Erde einmal die Heimat ihrer Vorfahren gewesen ist. Diese Begebenheiten vor bald hundert Jahren erscheinen uns klein, müssen aber bei damaligen Lebensgewohnheiten düster und voll Schmerz gewesen sein. Eine Wiederholung solcher Zustände möchten wir nicht wünschen.

F.L.

Natur, Wasser, Weiher, Bächlein, Pflanzen

8. März 1945

– **Brittnau** **Heimatkunde**

Die alten Weiher und Dorfbächlein von Brittnau

Die alten Weiher und die beiden Dorfbächlein von Brittnau, die einst im Glanze ihrer Schönheit ein Stück Dorfgeschichte bildeten, sind bald in Vergessenheit geraten. Noch einmal will ich versuchen, diese stillen und laufenden Wasser, die vielleicht während Jahrhunderten im Dienste der Gemeindebewohner standen, ins Gedächtnis zurückzurufen. Fast alle Weiher und Dorfbächlein gehörten zusammen, der Zweck den sie zu erfüllen hatten, war der gleiche. Die durch kleine Zuflüsse aus den Waldungen angesammelten Wasser bildeten ehemals die Weiher. Der Grabenweiher im Graben, der Feuerweiher in der Vorstadt und der Scharlettenweiher in der Scharletten waren die hauptsächlichen Weiher. Von allen diesen Weihern ist nur noch der Scharlettenweiher und ein kleiner Teil des Grabenweihers vorhanden, alle anderen sind durch Verlandungen nach und nach ausgefüllt und durch weitere Erdzufuhr ab Baustellen eingedeckt worden. Diese Weiher spielten in früheren Zeiten eine grosse Rolle. Sie waren nicht ohne Vorbedacht erstellt worden. In erster Linie dienten sie dem Feuerlöschwesen. Als es noch keine Hydranten gab, mussten diese Weiher das Wasser zum Löschen der Brandherde liefern. Die Wasser wurden durch die Dorfbächlein, welche durch Britschen gestaut werden, den Brandstellen zugeführt. Die Weiher waren noch bevölkert mit vielen Arten von Fischen, wie Forellen, Karpfen usw. Daneben gab es eine Unmenge von Kröten, Fröschen, Eidechsen und andere Lebewesen, die in diesen stillen Gewässern oder anderen Ufer ihr Dasein fristeten. Blaugrüne Wasserjungfern und Hunderte von Insekten aller Art zogen ihre Kreise über die grünen kleinen Seeflächen. Immer war Leben an diesen Weihern. Der schönste aller dieser Weiher war der Grabenweiher. Immer wenn ich an der Stelle vorbeigehe, wo einstmals die gekräuselten Wasser an der Sonne oder im matten Mondlicht glänzten, erfüllte mich tiefe Sehnsucht nach etwas Vergangenen. Ich kann nie vorübergehen, ohne an die schönen Stunden zu denken, die mich einst an diesem Weiher gefangen nahmen. Schon die Lage, in die er eingebettet war, machte die ganze Umgebung zu einer Stätte voller Beschaulichkeit. Die nahen Waldungen bildeten einen grossen Halbkreis um die stillen Wasser. Bäume mit weitausladenden Ästen und Stauden aller Art standen schützend am Ufer oder tauchten ihre Zweige in die Tiefe der Seeflächen. Im Frühjahr, wenn die wärmenden Sonnenstrahlen die Wasser auftauen liessen, begann reges Leben. Das war die Zeit des Wiedererwachens der Frösche und Kröten. Den Lärm, den diese hüpfenden Tiere mit ihrem Quaken verursachten, erfüllten die beginnenden Frühlingsabende. Die Anwohner gewöhnten sich aber an das Rufen aus den Wasserstellen, waren es doch Zeugen einer anbrechenden Zeit, die den hoffenden Menschen mehr Licht und Sonne brachte

Im Sommer haben wir als Schulbuben im Weiher gebadet. Es war für uns immer eine grosse Freude, in die stillen Flute zu tauchen und von einem Ufer an das andere zu schwimmen. Während einigen Jahren fuhr sogar ein Weidling³ durch die Weiherflächen. Es waren

³ Ein **Weidling (Bootstyp)** ist ein Flachboot, das mit Stehrudern vorwärts gerudert wird. Er ist in der Regel 10 Meter lang und hat ein Gewicht von etwa 320 Kilogramm. Gefertigt wurde er früher aus Holz, heute auch aus

fröhliche Stunden für alle, die das Glück hatten, an diesen Kahnfahrten teilnehmen zu können. Aber einmal wäre diese Schifflifahrt einigen Teilnehmern bald zum Verhängnis geworden. Es war Ende der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts, als nach einem Waldgang ein Teil der Behörden auf dem Heimweg auf den Gedanken kam, eine kurze Rundfahrt zu machen. Bei dieser Kahnfahrt stürzte ein Teilnehmer ins Wasser und konnte nur mit Mühe gerettet werden. Dieser harmlos abgelaufene Unfall, der leicht schlimme Folgen hätte haben können, war später Gegenstand manch witziger Auslassungen. Gegen Herbst hin blühten auf der Weiheroberfläche Seerosen, und das in einer solchen Pracht, wie es bisher das Auge kaum erblickt hat. Diese ungewohnten Blumen, vor denen der Wanderer bewundernd stehen blieb, zeigten uns das Anziehende einer Wasserpflanze, welche die Natur in so bevorzugter Art an unscheinbarer Stelle hervorzuzaubern verstand. Im Winter, wenn raue Winde über die Wasserflächen strichen und sich eine dicke Eisdecke bildete, war die Zeit des Schlittschuhlaufens. Das frohe Treiben, das damals auf der kleinen Eisfläche wogte, war die einzige Gelegenheit, sich dem Schlittschuhsport zu widmen. Das Spiel, das immer auf den glatten Eisflächen ausgelöst wurde, war Seeräuber spielen. Bei dieser aufgeregten Jagd wurden die Wangen gerötet, und nur ungern trennte man sich von dieser fröhlichen Lustbarkeit, wenn es Abend wurde. Im Auslauf dieses Weihers wurden viele Krebse gefangen, die heute in unserer Gegend nur mehr spärlich vorhanden sind.

Alle diese Herrlichkeiten, um die früher manches Gespräch drehte, sind in die Ewigkeit versunken. Der Grabenweiher, der einst die Zierde dieses Seitentächens war, wird nur noch hie und da erwähnt. Vom Feuerweiher, der in der Talsenke der Vorstadt lag, wird nicht mehr gesprochen. Da wo einst sich die Wasserflächen an der Sonne spiegelten, fährt die Sense durchs hohe Mattengras. Die Zeit wird nicht mehr ferne sein, wo diese Weiher, die vor vielen Jahren als unentbehrlich galten, nur noch der Sage nach bekannt sind.

Die beiden Dorfbächlein entspringen in der Tiefe finsterner Waldungen. Das eine kommt aus der Vorstadt vom Brännler her und das andere vom kühlen Brännli im Fuchsloch. Sie rauschen heute noch, nur sind sie meist zugedeckt und in Zementröhren geleitet worden. Für die Dorfbewohner sind sie für immer verschwunden. Diese Bächlein, die früher kaum hörbar durchs Dorf eilten, waren einst eine Zierde unseres Dorfes. Aber sie mussten, wie auch manch anderes, dem modernen Leben weichen. So ist auch mit den vielen Hecken aus Haselstauden, die überall an diese Dorfbächlein oder an den steilen Borden gestanden haben, ergangen. Diese sind meistens abgeholzt worden, Diese Hecken die Dorfbächlein und die alten Weiher gaben ihrer Umgebung etwas Lebendiges. Sie bildeten ein Stück Naturgeschichte. Hier wohnten die gefiederten Sänger in Massen. Hier war ihre Heimat, wo sie ihre Jungen grosszogen. Mit dem Verschwinden dieser Werke aus der Natur ging auch das Leben der Vogelwelt verloren. Da wo früher Meisen, Finken, Bachstelzen und Zaunkönige in grosser Anzahl sich tummelten, ist es still geworden. Wir wollen heute nicht trauern um die verlorenen gegangenen Dorfbächlein. Die Entfernung war eben nötig, um die Dorfstrassen richtig ausbauen zu können. Wo früher das leise Murmeln der Wasser kaum hörbar war, sind heute asphaltierte Strassen und Trottoirs. Diese gaben der ganzen Ortschaft ein sauberes und gepflegtes Gepräge. Wir haben aber auch nicht das Recht, die alten Dorfbächlein, Weiher und Hecken zu vergessen, denn lange hindurch gehörten sie zu unserem Leben. Wir können nicht

darüber hinweggehen, dass einst Beständenes immer wieder in uns auflebt. Es bedeutet uns doch früher etwas Grosses, das uns täglich begleitet. Die junge Generation kann es heute vielleicht nicht verstehen, dass solche Bächlein, Weiher oder Hecken nötig waren. Doch seinen wir überzeugt, dass diese nie ohne Grund erstellt oder angebaut worden sind. Sie dienten immer für etwas Nützliches, das zum Segen der Allgemeinheit war. Wer weiss, ob heutige Einrichtungen, die als unentbehrlich gelten, in einem halben Jahrhundert als wertlose Instrumente angesehen werden. Die dann von unseren Nachkommen als etwas Unverständliches bewertet werden. So rollt das Rad der Zeit unaufhörlich weiter. Ideen kommen und fallen. Altes verschwindet und Neues bricht sich an. Nur das Leben geht unentwegt weiter, das nie unterbrochen wird, doch hat es sich den weltlichen Umgestaltungen anzupassen.

F.L.

Person, Bernhard Schmitter, (1835 - 1911), „Decker Bernhard“ Strohdachdecker

24. August 1947

– *Brittnau* **Heimatkunde**

Bernhard Schmitter, der letzte Strohdachdecker von Brittnau

Wen der Wanderer von der Anstalt Sennhof bergan schreitet, nach dem oberen Sennhof zu Brittnau, erblickt er rechts der Strasse auf ebenem Gelände ein Doppelwohnhaus. Auf der Nordseite dieses Hauses haben seit Jahrhunderten die Kleinbauern aus dem Geschlechte Lerch ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Dieser Teil des Doppelwohnhauses ist unverändert geblieben, wie es zurzeit von Urgrossvaters Leben gewesen war. Die Südseite dagegen ist vom heutigen Besitzer Rudolf Maurer vor Jahren umgebaut worden. I alten Südteil dieses Bauerngutes wohnte im 19. Jahrhundert die Familie Schmitter. Hier wurde am 4. Januar 1835 Bernhard Schmitter, der spätere Dachdecker, als Sohn des Jakob Schmitter und der Barbara, geborene Steffen geboren. Mit mehreren Geschwistern ist er aufgewachsen und hat die Schulen in Mättenwil besucht. Schon als kleiner Bube musste er seinem Vater, der zwischen seinem Beruf als kleiner Landwirt noch das Handwerk als Dachdecker ausübte, mithelfen. Als erwachsener Jüngling setzte er den Beruf seines Vaters fort. Wanderluft und der Hang zum Geldverdienen führten ihn ins Welschland, wo er sich während sechs Jahren als Leinenweber betätigte. In die Heimat zurückgekehrt, arbeitete er wieder als Dachdecker; daneben war er, hauptsächlich zur Winterszeit, Korbmacher. Bernhard Schmitter, in der Dorfsprache „**Decker Bernhard**“ geheissen, war Bürger von Rothrist, hat aber nie in seiner Heimatgemeinde gewohnt. Er war ein Sonderling ganz eigener Prägung, wie sie nur selten zur Welt kommen. Er vertrug sich nicht gut mit den Geschwistern. Er ging seine eigene Wege und war nichtgeneigt, die Ratschläge seiner Mitbürger nur im entferntesten anzunehmen oder diesen nachzuleben. Sein Verlangen nach Geld oder Kapital, wie er es nannte, führte ihn auf Gedanken und Handlungen, welche andere Menschen meiden würden. Nach seinem Wegzug aus dem Elternhause nahm Decker Bernhard Kost und Logis bei seinem Freund Bernhard Zimmerli auf dem Wilacker. An dieser neuen Wohnstelle hat er einen ganz ungewöhnlichen und nicht empfehlenswerten Weg ausgesucht, um sich Ersparnisse zu machen. Für das tägliche Essen musste er seinem Kostgänger 75 Rappen bezahlen. Um aber möglichst oft dieser Auslage auszuweichen, blieb er, ohne zu essen, den ganzen Sonntag im Bett. Dadurch hatte er Gelegenheit, das Kostgeld jeden siebenten Tag um 75 Rappen zu ermässigen. Sein Beruf führte ihn auf die Stör, so hatte er dann am darauffolgenden Montag die Möglichkeit, seinen aufgesparten Hunger bei seinem jeweiligen Meister ohne Mehrentschädigung zu stillen.

Bernhard Schmitter blieb weit über die Normalität hinaus Junggeselle. Das Geldausgeben wollte er für eine Lebensgefährtin möglichst lange vermeiden. Erst bald mit fünfzig Jahren, am 3. Juni 1884, schloss er den Ehebund mit Louise Widmer, geboren am 25. April 1856, Tochter des Hans Ulrich und der Maria geborene Gugelmann. Aus dieser Ehe kam eine Tochter mit Namen Maria, die jedoch schon am 26. Juni 1884 im zarten Alter starb! Die Ehe wurde nach kurzer Dauer wieder geschieden; denn der haltlose Decker Bernhard war nicht gewillt, seine sauer verdienten Batzen mit seiner Eehälfte zu teilen. Zu jener Zeit wohnte er

im Geissbach in einem alten, verwitterten Häuschen, das am Ostersonntag 1893 durch Feuer zerstört wurde.

Ausser seiner Leidenschaft, Geld zusammenzutragen, war das Prozedieren sein Fach. Mit seinem Nachbarn im Geissbach, dem Posamenter Jakob Kunz, bekam er Streit wegen einer Brunnenleitung, der zu einem langdauernden Prozess ausartete. Als rechtlichen Beistand wählte Bernhard zuerst Fürsprech Leber in Zofingen. Als er mit diesem Rechtsberater zu keinem Ziel kam, bemühte er sich, einen zweiten Fürsprech aufzusuchen. Er reiste zu dem Zwecke nach Aarau. An der Bahnhofstrasse fand er den Fürsprecher Kurz, der ihm jedoch erklärte, er könne ihm als Unbekanntem nur dann mit rechtlicher Hilfe aufwarten, wenn er einen Kostenvorschuss von dreissig Franken zu leisten imstande sei. Decker Bernhard, der sonst nie einen Fünflieder wechseln wollte, holte ohne Bedenken oder langem Besinnen sechs sauer verdiente Fünffrankenstücke aus seinem Geldbeutel und legte sie seinem neuen Rechtsbeistand auf den Tisch. Was mag nur in der Seele dieses auf Sparsinn eingestellten Dachdeckers vorgegangen sein, als er die sorglich behüteten sechs Silberrendellen aus seinen groben Arbeitshänden über den Tisch rollen sah. Auch mit dieser zweiten Hilfe konnte er den Prozess zu keinem guten Ende führen. Im Laufe dieser Auseinandersetzungen war er noch manchmal genötigt nach Aarau zu gehen, was jedesmal mit grossen Kosten verbunden war.

Bernhard Schmitter war von mittlerer Statur mit lebhaften, finster blickenden Augen. In seinen abgetragenen Kleidern und ungepflegten Haaren machte er den Eindruck eines bösgesinnten Menschen. Seine abnormal langen, schwarzen Augenbrauen verdüsterten noch sein Aussehen. Mitte der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, als er die sechzig bereits überschritten hatte, kam er oft zu uns auf die Stör, um das Stroh- oder Schindeldach unseres alten Häuschens in der Vorstadt auszubessern. Als Werkzeug benützte er ein Hartholzbrett in der Grösse von 500 x 400 x 30 Millimeter, das mit Nagelspitzen von 5 Zentimeter Länge beschlagen und mit einem Handgriff versehen war, sowie ein langer Stock mit Eisenspitze. Nebst diesen zwei Spezialwerkzeugen benötigte er noch zwei Hacken mit Ringen, einen Bindbaum und zwei Leitern. Der Bindbaum wurde mit den Ringhacken an den Leitern festgehalten, auf dem dann der Dachdecker stehend seine Arbeit beginnen konnte. Mit dem Aufbau eines Stroh- oder Schindeldaches musste immer von unten angefangen werden. Die sauber erlesenen und extra zubereiteten Strohbüschchen (aus den Strohgarben sorgfältig ausgesucht) wurden mit 4 – 5 Meter langen, biegsamen Haselruten und dies wiederum mit kurzen, leicht gedrehten Weidenruten an den Latten festgemacht. Die Schindeln wurden mit 47 Millimeter langen Nägeln auf die Lattung aufgenagelt. Decker Bernhard war ein geübter und bevorzugter Strohdachdecker, dagegen war er kein guter Schindelmacher, da die Schindeln stets zu dick aus seiner Fabrikation hervorkamen. Man wurde gewahr, dass er das Schindelmachen nicht gelernt hatte. Sein Hauptberuf war Strohdachdecker. Er nahm sich Zeit dazu und hat sich bei der Arbeit nicht übereilt. Wenn Bernhard Schmitter bei uns arbeitete, mussten wir Kinder diesem finster blickenden Dachdecker kleine Handlangerdienste leisten, was wir jedesmal nur mit Widerwillen taten. Seine laute, schroffen Befehlen haben wir nicht gerne gehorcht. Sein düsteres Aussehen und seine raue Sprache haben uns immer abgeschreckt. Wir haben Decker Bernhard immer gefürchtet. In seiner rauen Hülle mag auch irgendwo ein guter Kern verborgen gewesen sein, den wir in unserem kindlichen Gedenken nicht wahrgenommen haben. Trotz seinem schroffen Benehmen gegenüber uns Kindern haben wir immer sein berufliches Können bewundert. Während vielen Stunden haben wir diesem struppigen Dachdecker zugeschaut, wie er die Strohbündel mit seinen einfachen

Werkzeugen zu einem sauberen Strohdach aufgebaut hat. Neben seiner interessanten Berufsarbeit hatte Decker Bernhard noch eine andere Eigenschaft, die uns in Staunen setzte. Wenn er besonders gut gelaunt war, was hin und wieder vorkam, sprach er von seinem Welschland Aufenthalt. Dann benützte er seine vorzüglichen Kenntnisse in der französischen Sprache. Im Augenblick dieser Bekanntgabe erhellte sich das alternde Dachdeckergesicht. Die Tage der Jugend stiegen aus seinen Augen. Glanz und Sehnsucht vergangener Jahre vermochten für kurze Zeit sein Gemüt zu erfassen, das war dann für uns Kinder die Frist der Würde, welche wir für diese seltene Gestalt vorbehalten hatten.

Ins Wirtshaus ging Decker Bernhard nur äusserst selten. Er betrachtete eine solche Ausgabe als Verschwendung. Wenn er einmal über die Schwelle eines Gasthauses trat, was er meistens aus Geschäftsgründen tat, trank er ein Gläschen Gebranntes. Das kostete einen Batzen. Mehr als für zwei Batzen hat er nie konsumiert, Mit dem Ankauf von Kleidern war er sehr sparsam. Er trug jahrelang die gleichen Anzüge. Ausgaben dieser Art suchte er möglichst lange zu vermeiden. Schon das Auswechseln der Wäsche war ihm zu wieder. Er behauptete stets, das viele Waschen nütze den Stoff ab, eine Auffassung, von der er sich nicht trennen konnte. Mit dem zunehmenden Alter kamen auch die Stroh- und Schindeldächer immer mehr in Abgang. Dadurch verlor er nach und nach seine Arbeitsplätze. Er beschäftigte sich mit Korbflechten und kleineren Nebenarbeiten, um so für seinen Unterhalt aufzukommen. Der Billigkeit halber wohnte er meistens in der äusseren Gemeinde, zuerst auf dem Sennhof, dann auf dem Wilacker und später im Geissbach. Als Decker Bernhard die Siebzig bereits überschritten hatte und ihm auch die leichten Nebenarbeiten zu beschwerlich wurden, zog er durch Vermittlung von Pfarrer Egg in Zofingen am 20. Dezember 1910 nach Muri, um in der Aargauischen Pflegeanstalt seinen Lebensabend zu verbringen. In dieser Anstalt ist er nach kurzem Aufenthalt am 16. März 1911 im Alter von 75 Jahren gestorben. Die sterblichen Überreste ruhen im Anstaltsfriedhof zu Muri.

Von seinem kleinen Vermögen, das er in unermüdlichem Fleiss und unter Entbehnung jeglicher Wohlfahrt in langen Jahren in Batzen und Franke zusammengetragen hat, konnte er nur einen kleinen Bruchteil für sich verwenden. Viele Erdenbürger werden das Zusammenraffen von Schätzen dieses Einsiedlers nicht verstehen können. Alle diese sollen bedenken, dass Bernhard Schmitter ein Sonderling war und sein Leben einteilte, wie es ihm am besten passte. Jeder lebt nach seiner Art und mancher sucht sein Glück dort, wo andere vielleicht untergehen würden. Dem einen bedeutet Glück ein wohlgeordnetes Familienleben; der andere wieder hat Freude an der Natur und schönen Blumen; der Dritte treibt Sport und der Vierte findet sein Vergnügen an Musikvorträgen oder anderen fröhlichen Veranstaltungen. Für Bernhard Schmitter bedeuteten diese Arten von Lebensunterhaltungen nichts. Er nahm keinen Anteil an Handlungen, welche für ganze Bevölkerungsklassen zu einem angenehmen Leben und innere Zufriedenheit führten. Das fortwährende Anwachsen seines Besitztums war für ihn mehr als tausenderlei Vergnügen jeglicher Art. Er lebte ein Leben voller Entbehrungen, aber in fester Erwartung auf die Erfüllung seiner Lebenswünsche. Dieses Hoffen auf Reichtum, das bis zu seinem Tode seinen Geist bestätigt haben mochte, erachtete er als wahrer Grund zum Leben. Mit diesen Gedanken wird er für immer von dieser Welt Abschied genommen haben. Mit dem Hinschied von Decker Bernhard, dieser eigenartigen Gestalt, mit Einfällen und Schrullen einer vergangenen Zeit, ist der letzte Strohdachdecker von Brittnau ins Grab gesunken.

F.L.

Personen, Jakob Däster, (1826 – 1886), Friedrich Däster, (1831 – 1897, Stifter der Anstalt Sennhof

14. Dezember 1947

– Brittnau

Die Gebrüder Däster

Jakob Däster, (1826 – 1886), Friedrich Däster, (1831 - 1897)

Zum 50. Todestag von Friedrich Däster, Stifter der Anstalt Sennhof, Vordemwald.

Auf leichter Anhöhe mit Blick weit ins Pfaffnerntal, dort, wo ein schmales Verbindungssträsschen die politischen Gemeinden Brittnau und Vordemwald trennt, steht die Pflegeanstalt Sennhof Vordemwald. Noch vor sechs Jahrzehnten hätten sich die auf den umliegenden Gehöften lebenden Bauern nicht träumen lassen, dass der Stundenschlag einer nahen Turmuhr und helles Glockengeläute über die Weite ihrer Heimat erklingen würden. Etwas weiter südlich, auf dem Gebiet der Gemeinde Brittnau, steht ein grosses Bauerhaus, Es ist an Stelle eines uralten Strohhauses anno 1850 erbaut worden. Man sieht es ihm an, dass die Erbauer keine Kosten gescheut haben, um etwas Rechtes daraus werden zu lassen. Die Hablichkeit der einstigen Besitzer schaut heute noch aus allen Fassaden hervor. Hier haben im vergangenen Jahrhundert die Gebrüder Jakob und Friedrich Däster gewohnt und mit Hilfe einer Haushälterin und Tagelohnarbeitern ein Bauerngut bewirtschaftet. Die Däster waren Bürger von Balzenwil. Ihre Vorfahren hatten früher im Saal, einer Häusergruppe zwischen Balzenwil und Glashütten, ihr Heim aufgerichtet. Sie wurden daher im Volksmund „**Saaler**“ geheissen. Sie kamen als Söhne des Jakob Däster und der Anna geborene Dättwyler auf die Welt. Saaler Jakob wurde am 25. Juli 1826 und sein Bruder Friedrich am 22. April 1831 geboren. Die Familie Däster war wohlhabend. Zu ihrem schönen Bauernhaus gehörten ausgedehnte Ländereien, bestehend in fruchtbaren Äckern und Matten im Halte von über hundert Jucharten. Obschon ihnen dieser überreiche Besitztum erlaubt hätte, ein angenehmes und sorgefreies Leben zu führen, haben sie äusserst bescheiden gelebt und nur getrachtet, ihr Vermögen zu vermehren. Beide Söhne haben auch nach dem Tode ihrer Eltern nichts unternommen, ihre Lebensweise zu ändern oder etwas leichter zu gestalten. Sie setzten in aller Bescheidenheit ihr stilles, anspruchsloses Leben fort und suchten ihr Glück im Aufbauen ihres landwirtschaftlichen Betriebes. Sie nutzten nicht alle ihre Landstücke. Einen Teil davon verpachteten sie an ihre Nachbarn. Ihr Viehbestand war daher nur unbedeutend. Fünf Kühe und vier bis sechs Stiere, selten etwas Jungvieh, standen in zwei Stallungen. Ein Pferd, das Jakob Däster als Dragoner haben musste, verkaufte er, sobald er es als Soldat nicht mehr benötigte. Zum Fuhrwerken und zum Pflügen hielten sie Stiere, welche im gemächlichem Tramp ihre Arbeit verrichteten. Die beiden Däster teilten ihre Arbeiten. Jakob, der ältere, übernahm die Fütterung und Pflege der Ochsen, während Friedrich, der jüngere, für das Melken der Milchkühe und für die Aufzucht des Jungviehs besorgt war. Beim Pflügen mit einem alten Aargauer-Pflug, wo die Riester bei jeder Furche gewechselt werden mussten, war Friedrich der Pflughalter, während sein Bruder Jakob die Zugochsen mit Namen Sepp, Köbu, Sämi und Hans antrieb. Mit dem Ankauf der Stiere beschäftigte sich ausschliesslich Saaler Jakob. Er kaufte diese fast regelmässig am Markt in Sursee.

Die beiden Däster haben in ihrem Bauernbetrieb hart gearbeitet. Tagelang verrichteten sie mit den damals noch primitiven Geräten bis in den späten Abend den gleichen Arbeiten. Neben

Graswirtschaft betrieben sie hauptsächlich Getreidebau. Auch Kartoffeln wurden in ausgedehnten Äckern angepflanzt. Sie haben sich bei ihrer Arbeit nicht übereilt, alles ging in gemütlichem Tempo. Die Kartoffelernte dehnte sich manchmal bis in den November hinein aus. Für die grossen Erntearbeiten, das Kartoffelgraben und für das Dreschen beschäftigten sie eine Anzahl Tagelöhner. Mein Vater hat oftmals an diesen Arbeiten teilgenommen. Das Dreschen an der Maschine mit Handbetrieb dauerte viele Woche. Bei magerer Verpflegung, bestehend aus Suppe, Kartoffeln, Brot und Apfelschnitzen, musste bis in den späten Abend gearbeitet werden.

Die Gebrüder Däster blieben unverheiratet. Eine Haushälterin, Maria Schärer, gebürtig aus Thunstetten, besorgte den Haushalt. „**Saaler Marei**“, wie sie im Volksmund genannt wurde, war ein resolutes Frauenzimmer mit männlichen Gesichtszügen. Sie führte ein strenges Regiment. Sie war äusserst fleissig und beteiligte sich an schweren Arbeiten, die sonst nur Männer zugefallen wären. Sie hat sich, mit wenigen Ausnahmen, mit den sonderbaren Junggesellen gut vertragen. Sie gewöhnte sich mit der Zeit an alle Untugenden und Eigenheiten ihrer Dienstherrn. So konnte sie das viele Jahre dauernde Zusammenleben zu einem ganz erträglichen Leben formen. Ihre einfache Lebensweise, ihr Sinn und Trachten für das Sparen entsprach ganz dem Wunsche ihrer Vorgesetzten. In dieser Beziehung übertraf sie sogar ihre Brotherren. Sie wusste die Führung ihres Haushaltes derart einfach einzurichten, dass er an die nackte Armut grenzte. Ausser einer kleinen Entschädigung für Kleider und Wäsche verlangte sie keinen Lohn. Ihre Ansprüche an das Leben waren derart bescheiden, dass sie ganz gut ohne Lohnentschädigung auskommen konnte.

Zwischen ihrer Aufgabe, ihr Besitztum immer grösser werden zu lassen, fanden die Brüder doch noch Zeit zu gemütlichen Stunden im engeren Kreise. An langen Winterabenden, besonders zur Dreschenszeit haben Saller Fritz und Saller Marei oft allein oder in fröhlicher Gesellschaft ihre Hilfsarbeiter gesungen. Friedrich Däster liebte den Gesang. Wenn gelegentlich Gesangsvereine oder Sängergruppen an ihrem Hause vorbeikommen mussten, versäumten sie nicht, den beiden Junggesellen ein Ständchen zu bringen. Dann wurde es ihnen warm ums Herz und jedesmal griffen sie in die Taschen, um die Sänger mit klingenden Münzen zu entschädigen. Auch bei militärischen Einquartierungen waren sie den Soldaten günstig gesinnt. Jakob Däster als alter Dragoner und Friedrich Däster als Hauptmann kannten von Grund aus das Soldatenleben und waren vertraut mit allen Wünschen und Nöten der Soldatenherzen. Sie spendeten dann immer freigiebig grössere Beträge für Trunksamen und freuten sich an den schönen Liedern. Beide Däster waren leidenschaftliche Raucher. Sie rauchten an verbotenen Orten, so im Stall und in der Tenne, sogar auf der Bühne beim Heuabladen. Obschon die begüterten Junggesellen äusserst sparsam waren, haben sie doch die Nöte ihrer Nachbarn gekannt und hie und da bei den Klagenden etwas Milde springen lassen.

Am 10. Dezember 1886 starb Jakob Däster nach schwerer Leidenszeit im Alter von 60 Jahren. Nach dem Tode seines Bruders gab Friedrich Däster seinen grossen Hof in Pacht. Sein erster Pächter war der am 8. April 1895 auf tragische Art durch Unfall ums Leben gekommene Ludwig Leuenberger. Däster übersiedelte in das im Jahre 1859 erbaute nahe Käseereigebäude. Dort in jenem einfachen Hause verbrachte Saaler Fritz mit seiner Haushälterin Saaler Marei in stiller Zurückgezogenheit den Rest seines Lebens. Der frühe unerwartete Tod seines Bruders und die Ruhe seiner einsamen Klausen mögen ihn veranlasst haben, über die Vergänglichkeit alles Irdischen nachzudenken. In dieser Zeit der Untätigkeit

reifte in ihm der Plan, sein bedeutendes Vermögen an barem Geld und Liegenschaften der Wohltätigkeit zuzuführen. Noch lange bevor jemand an den Bau einer Anstalt dachte, hatte Saaler Fritz in seiner Umgebung verlauten lassen, auf dem Sennhof werde noch einmal mit den Glocken geläutet werden. Auf Veranlassung und nach wohldurchdachter Beratung durch seinen Jugendfreund Bezirksamtmann Sigmund Zimmerli von Vordemwald entschloss sich Fridrich Däster, seine sämtlichen schuldenfreien Liegenschaften mit einigen hunderttausend Franken in Wertschriften der Kulturgesellschaft Zofingen als Schenkung zur Erbauung einer Erziehungsanstalt für verwahrloste Knaben zu übermachen. Mit dem Bau konnte am 22. April 1895 begonnen werden. Die Bauarbeiten wurden durch die Firma Wullschleger & Müller in Zofingen, und Johann Wanner, von Etzelkofen, wohnhaft in Roggwil, ausgeführt. Als Bauführer amtierte Bauverwalter Hürsch aus Zofingen und als Bauaufseher der Italiener Tottoli. Kurz nach Baubeginn, am 24. September 1895, starb unerwartet Baumeister Wanner aus Roggwil im Alter von 5 Jahren. Sein Bauanteil wurde von seinem Polier Gyger weitergeführt. Die Bauarbeiten dauerten mit vielen Abänderungen und Erweiterungen über 3 Jahre. Die Anstalt wurde nach dem Wunsche des Stifters mit vielen Türmen und Erkern versehen, die ihr den Schein einer kleinen Festung gaben. Die auf den 1. Januar 1898 vorgesehene Eröffnungsfeier hat Hauptmann Friedrich Däster nach mehr erlebt. Er starb kurze Zeit vorher, am 21. November 1897 im Alter von 66 Jahren. Die sterblichen Überreste wurden ebenfalls auf dem Friedhof Feld in Brittnau beigesetzt. Nach einer letztwilligen, testamentlichen Verfügung wurde sämtliche Teilnehmer an seinem Leichengeleit im Gasthof zur „Sonne“ in Brittnau mit einem halben Liter Wein und einer Portion Käse bewirtet. Als Stifter der Anstalt Sennhof wird sein Name noch in hundert Jahren genannt werden und seine edle Tat wird immer und immer wieder Erwähnung finden.

Maria Schärer, die langjährige Treue Haushälterin von Friedrich Däster wurde von ihrem früheren Dienstherrn als Belohnung für ihre ausdauernden Dienst mit einem Legat von einigen Tausend Franken bedacht. Sie übersiedelte nach dem Hinschied ihres Meisters nach Adelboden-Wikon. Dort ist sie am 7. November 1903 im Alter von 60 Jahren zur Ewigkeit eingegangen. Sie ruht im Friedhof Feld zu Brittnau. Mit dem Tode von Saaler Marei ist das letzte Glied einer Haushaltung zum Erlöschen gekommen, das in seiner ungewöhnlichen Gestaltung und Einfachheit nur selten in Erscheinung tritt. Siebenunddreissig Jahre nach dem Tod von Friedrich Däster wurde seine Grabstätte im Friedhof zu Brittnau abgeräumt. Zum Andenken an seine wohlgemeinte Stiftung wurden seine Gebeine nach dem kleinen Anstaltsfriedhof auf dem Sennhof überführt und dort am 22. April 1935 an seinem Geburtstag feierlich beigesetzt, wo sie nun für immer ruhen werden.

Gewerbe, Handwerk, Heimarbeit, Pierristen (Uhren-Steinmacher)

23. Januar 1949

– Brittnau



Werkzeuggestisch zum Diamant-Polieren in Amsterdam

Die „Pierristen“⁴, ein untergegangenes Handwerk von Brittnau

Im vergangenen Jahrhundert, als die Industrialisierung unserer Gegend noch nicht so weit fortgeschritten war wie heute, stand die Hausindustrie in unserer Gemeinde in voller Blüte. Neben dem Hauptberuf der Handwerker, waren es die Pierristen, welche in der Heimarbeit lohnenden Verdienst fanden. Bald nach der Jahrhundertwende ging jedoch die Handweberei immer mehr zurück, bis sie vor dem ersten Weltkrieg ganz zum Erlöschen kam. Mit dem Eingehen der Webstühle wurden die Heimarbeiter immer seltener. Nur noch ganz vereinzelt waren Pierristen an der Arbeit anzutreffen. Mitte der dreissiger Jahre ist auch dieser Beruf aus unserer Gemeinde verschwunden. Der jungen Generation wird die Berufsbezeichnung „Pierrist“ ganz fremd vorkommen und sie wird nur mit Verwunderung von einer ungewöhnlichen Arbeit Kenntnis nehmen können, die noch vor Jahrzehnten ihre Väter, oder Grossväter reichlichen Verdienst gebracht hat.

Pierrist kommt aus dem Französischen und heisst auf Deutsch „Steinmacher“. Dieser Beruf ist viel später, als die Handweberei nach Brittnau eingeführt worden. Die ersten Pierristen kamen aus der Familie Friedrich Wüest-Buchmüller. Der Vater Wüest war von Beruf Schneider und seine Gemahlin amtete während Jahrzehnten als Hebamme. Sie wohnten als Mieter vom Jahre 1883 bis 1921 im Hause von Gottlieb Scheurer-Gugelmann, Landwirt im Dorf zu Brittnau. In diesem Hause ist Friedrich Wüest am 20. Juli 1904 im Alter von 63 Jahren gestorben. Seine Ehefrau starb 19 Jahre später am 12. Januar 1923 im hohen Alter von 80 Jahren.

⁴ **Diamantschleifer** bearbeiten Rohdiamanten. Dabei werden zunächst mit bloßem Auge diese Diamanten auf ihre Tracht und ihren Habitus geprüft. Dann wird eine Vorauswahl dahingehend getroffen, ob der Diamant für industrielle Zwecke genutzt werden soll, oder ob aus ihm ein Schmuckdiamant entsteht.

Die Diamanten werden durch Spalten und Sägen in die gewünschte GröÙe gebracht und anschließend geschliffen, facettiert und poliert.

Der Beruf des Diamantschleifers wird hauptsächlich im industriellen Umfeld (Diamantwerkzeuge) ausgeübt. Einige wenige finden aber auch bei Juwelieren Anstellung.

Die Familie Wüest hatte vier Söhne und drei Töchter. Der älteste von ihnen mit Namen Jakob, geboren am 14. März 1865, ein aufgeweckter Junge, wurde nach Schulabschluss im Jahre 1879 auf ein Inserat im „Zofinger Tagblatt“ aufmerksam, worin der Edelsteinfabrikant Eduard Junod, in Lucens (Waadt) junge Leute zum Erlernen des Pierristenberufes suchte. Der jugendliche, unternehmungslustige Jakob Wüest zog bald nach Lucens, wo er sich bei Junod als Pierrist ausbilden liess. Sein erster Lehrmeister, Eduard Junod, war Bürger von St. Croix, dort ist er am 9. Juli 1827 zur Welt gekommen. Als armer Junge war seine Jugendzeit erfüllt von vielen Sorgen, denen er aber später als Edelsteinmacher mit viel Geschick und Mut ausweichen konnte. Schon früh machte er sich selbständig und gründete in seinem Heimatort eine kleine Edelsteinfabrik, die ihm jedoch nur bescheidenen Erfolg brachte. Als spärlich begüterter Mann übersiedelte Junod im Jahre 1863 nach Lucens, um ein neues Unternehmen zu eröffnen. Sein Anfang war nicht glänzend. In unermüdlicher Arbeit und zäher Ausdauer brachte er aber seine Fabrik zu hoher Blüte und beschäftigte mit den Jahren an die 700 Arbeiter und Angestellte. Er wurde Besitzer eines ganzen Quartiers mit vielen Wohngebäuden und einem Konzertsaal. Eine eigene Werksmusik sorgte an den Feiertagen für musikalische Unterhaltung. Die Pierristen verdienten ein ordentliches Stück Geld. Sie waren ein fröhliches Völklein. Sie nahmen es mit der Arbeitseinteilung nicht so genau und mancher Werktag wurde in lustiger Gesellschaft zum Feiertag gemacht. Eduard Junod war in jeder Beziehung ein vorsorglicher Prinzipal, der von seinen Arbeitnehmern hoch verehrt wurde. Seine beiden Söhne aus erster und zweiter Ehe vermochten sein Werk nicht weiter zu führen und so vermachte er vor seinem Tode am 6. Januar 1906 sein grosses Vermögen meistens dem Staate. Jakob Wüest aus Brittnau, hat an die zehn Jahre bei Junod gearbeitet, er ist es auch, der mir über den Pierristenberuf und seinen Einzug nach Brittnau die ersten Mitteilungen gemacht hat. Die Edelsteine werden im gebrauchsfertigen Zustand zum Einbau in die Taschen- und Armbanduhren verwendet. Sie dienen als Lager für das Einsetzen der kleinen Rädchen im Uhrengetriebe. Sie sind viel härter als Metall und daher auch viel widerstandsfähiger. Die roten Steine, die Rubis, kamen aus Siam. Sie wurden roh in Säcken in der Grösse von Gartenkies, oder Baumnüssen eingeführt. Die blauen Steine dagegen, die Saphir kamen gereinigt, von geschultem Personal untersucht und sortiert. Die unbrauchbaren wurden weggeworfen, die guten dagegen mit chargierten Diamanten gesägt, nochmals untersucht und auf bestimmte Dicke geschliffen. Nach dieser Zubereitung wurden sie im Scheidewasser nochmals gewaschen, meistens gebohrt, um dann den Pierristen zur Bearbeitung zugesandt zu werden.

Jakob Wüest aus Brittnau hat nach und nach seine jüngeren Brüder, mit Namen Friedrich, Otto und Traugott nach Lucens kommen lassen. Der Beruf als Pierristen brachte ihnen ein bedeutend grösseres Einkommen, als die mager bezahlte Handweberei. Alle vier Gebrüder Wüest sind dann nach kürzerem, oder längerem Aufenthalt in Lucens wieder nach ihrem Heimatort zurückgewandert. Otto Wüest, geboren am 24. Januar 1869, hat nach seiner Rückkehr aus der Fremde in den Jahren 1890/91 im Hause von Gottlieb Scheurer, dem Wohnsitz seiner Eltern, eine Pierristen-Werkstatt eröffnet. Er ist es, der den Pierristenberuf nach Brittnau gebracht hat. Bereits ein Jahr später liess er durch Maurermeister Fritz Kunz, von der Rossweid eine kleine Werkstatt am Altweg als Pierristen-Atelier ausbauen. Während dreissig Jahren übte er diesen Beruf aus. Er beschäftigte



regemässig zwei bis vier Arbeiter und Lehrlinge. Im Laufe der Jahre wurden neue Werkstätten aufgetan, so im Hinterhaus der alten Post und später im Krämerhaus Theiler an der Strählgasse. Alfred Theiler beschäftigte ebenfalls einige Angestellte und Lehrlinge. Als am 22. Juni 1895 die Ortsbürgergemeinde Brittnau sich zum Bau einer Fabrik entschliessen konnte, wurde darin die Edelsteinfabrikation aufgenommen. Es wurden zirka 50 Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt. Fabrikant Ulrich Bosshardt-Schneider, Bürger von Sternenberg (Zürich) war 60 Jahre alt, als er von Giswil (OW) nach Brittnau kam. Zuerst florierte das Unternehmen, aber schon nach zwei Jahre musste die Fabrik, infolge finanziellen Schwierigkeiten den Konkurs anmelden. Viele der arbeitslos gewordenen Arbeiter machten sich selbständig.

Um die Jahrhundertwende stand der Pierristenberuf in höchster Blüte. Überall waren Pierristen installiert, so in der Altachen, im Dorf, im Graben, auf dem Schürberg und sogar in der äusseren Gemeinde. Die am meisten beschäftigten Pierristen waren damals, um nur einige Namen zu nennen, Otto Wüest am Altweg, Alfred Theiler, an der Strählgasse, Jakob Hofer, in der Altachen, Friedrich Buchmüller, Emil Graber, der spätere Briefträger, Fritz Kunz, alle auf dem Schürberg, Robert Tschamper und Fritz Kunz, im Graben, und Theodor Gerhard, auf der Zelgli. Auch einige Frauen übten diesen Beruf aus. Ein grosser Teil dieser Pierristen hatte einstmals in den Fabriken in Lucens, Maisprach oder Lyss gearbeitet. Die Aufmachung einer Pierristenwerkstatt erforderte nicht viel Kapital. Fast alle Einrichtungsgegenstände und Werkzeuge behielten auch in der deutschsprachigen Schweiz die französischen Benennungen. Die Einrichtungen bestanden aus einem Etabli (Werktisch), der in der Stube an den Fensterreihen platziert wurde. Darunter war ein Hartholzgestell von 20 Millimeter Dicke und einem mittleren Durchmesser von 800 Millimeter, mit einer Rille versehen, angebracht. Das Rad war durch einen Lederriemen mit einer Tretpedale verbunden und konnte durch diese Verbindung in Gang gesetzt werden. Auf dem Werk Tisch war in keiner Tour (Drehbank) aus Messing befestigt. Dieser stand mit einer Übersetzung unter der Drehbank in Verbindung, welche wiederum vermittelt einer Saite aus Zwirn durch das grosse Hartholzrad in Bewegung gebracht werden konnte. Durch diese doppelte Kräfteübertragung konnte die Tourenzahl der Drehbank erhöht werden, was zur richtigen Bearbeitung der Edelsteine nötig war. Am Ende des Arber (Triebwelle) war ein Tasseau (Tragleiste) angeschraubt. An dieser wurde dann, nach vorheriger Aufwärmung durch eine Spritlampe, die an einer immer brennenden Veileuse (Petrollampe) angezündet wurde, Schellack angebracht, um die Edelsteine festzuhalten. Des Weiteren war mit der Drehbank eine verschiebbare Support (Stütze) verbunden, auf dieser die zur Abdrehung der Edelsteine nötige Werkzeug aufgelegt werden konnte. Die Edelsteine wurden vermittelt einem, durch Canif (Federmesser) gespitzen Rundstäbchen aus Weichholz von 3 Millimeter an der Tragleiste festgemacht. Mit dem Burin, einem mit Holzheft versehenen Griffel, an der Spitze mit Schellack aufmontiertem Diamant, wurden die Steine abgedreht. Neben den bereits aufgeführten Werkzeugen gab es noch eine Reihe von Gegenständen, die als Hilfswerkzeuge dienten. So ein Stahl-Burin zum Schleifen der Tragleiste. Poliernadeln, Filièren (Grössenmesser), Lupe, Pincetten, kleine Holzschachteln und andere Gefässe zum Aufbewahren der fertigen Steine. Unter dem Werk Tisch war ein Tiroir (Schublade) und auf der Bank ein Drahrädchen montiert, um alle diese Werkzeuge aufbewahren zu können. Die winzigen Edelsteine wurden auf einer Schieferplatte mit einer Cloche (Glasglocke) geschützt, um nicht verloren zu gehen, für die Bearbeitung bereitgehalten. Die Steine hatten eine Grösse von nur 1 – 3 Millimeter. Solche wurden durch die Pierristen aus den Fabriken, meistens in Paketen von 500 Stück und

in Sendungen von 2'000 – 3'000 Stück, bezogen. Sie wurden gebohrt, jedoch roh und kantig angeliefert. Die Bearbeitung geschah nach verschiedener Art und mit wechselnden Werkzeugen. Sie wurden einseitig halbrund (bombée) abgedreht und auf der Rückseite mit einer Creusure (Aushöhlung) versehen. Die fertigen, beidseitig abgedrehten und polierten Steine wurden Balancier geheissen. Die Edelsteine wurden von den Pierristen halb- und ganzfertig abgeliefert, je nach Wunsch des Fabrikanten und Fertigkeit des Bearbeiters. Als Entschädigung wurden vor dem ersten Weltkrieg 4 bis 10 Rappen per Stück, je nach der Bearbeitung, bezahlt. Ausser den bereits erwähnten Steinen wurden noch andere, sogenannte Gouttes, angefertigt, die wieder auf eine andere Art abgedreht wurden. Alle Steine mussten in exakter und peinlich sauberer Ausführung zur Ablieferung kommen, andernfalls wurden sie unweigerlich zurückgesandt. Ein guter Arbeiter konnte an einem Tag bis 100 Stück fertigen und 140 bis 200 Stück halbfertige Steine zur Ablieferung bringen. Eine richtige Lehrzeit dauerte anderthalb bis zwei Jahre. Heute werden diese Edelsteine maschinell angefertigt. Als bald nach der Jahrhundertwende die Handweberei immer mehr zurückging, wurden auch die Pierristen immer seltener, doch konnte sich der Pierristenberuf weit über den ersten Weltkrieg hinaus halten. Als der Gründer dieses interessanten und lohnenden Berufes und einer der letzten Pierristen, Otto Wüest-Wälchli am Altweg, nach kurzer Krankheit im Alter von 54 Jahren, am 6. Dezember 1923, allzu früh von dieser Welt abberufen wurde, ist die erste Werkstatt dieser Art in Brittnau eingegangen. Sein Berufskollege Alfred Theiler, war der einer der letzte, der noch den Pierristenberuf ausübte, bis dieser im Jahre 1935 gänzlich zum Erlöschen kam. Aus den Werkstätten wurden die verschiedenen Werkzeuge ausgeräumt. Aus den grossen Hartholz-Rillenrädern wurden runde Tischplatten angefertigt und die übrigen Werkzeuge und Hilfsgegenstände wanderten in Schubladen oder alte Gerümpelkammern, um dort der Vergessenheit anheimzufallen. Der Zufall wollte es, dass der Gründer dieses Metiers, Otto Wüest, und der letzte Träger dieser Hausindustrie, Alfred Theiler, im gleichen Jahre, 1869, geboren wurden. Beide Männer haben während Jahrzehnten im friedlichen Nebeneinander den Pierristenberuf ausgeübt und sind als brave Familienväter durch diese Welt gegangen. Alfred Theiler hat seinen Kollegen fast um fünfundzwanzig Jahre überlebt. Er starb im vergangenen Spätsommer, am 17. August 1948, im Alter von 79 Jahren. Beide ruhen im Friedhof Feld zu Brittnau. Mit dem Tode von Alfred Theiler, eines vorzüglichen Berufsmannes und fröhlichen Sängers, ist der Hauptträger eines untergegangenen Handwerks und einer der letzten Zeugen dieser Heimarbeit in die Ewigkeit eingegangen. Nur noch wenige Pierristen können sich des Lebens freuen und hie und da von ihrem einstigen Beruf erzählen, so der allererste Pierrist aus Brittnau, der heute im 83 Altersjahr stehende Jakob Wüest, der als erster nach Lucens gezogen ist, um diesen Beruf zu erlernen. Er befindet sich in bester Gesundheit bei seiner Tochter in Ueken (Fricktal) und kommt hin und wieder nach Brittnau, um Angehörige und Freunde aufzusuchen. Es wäre daher zu wünschen, wenn die verbliebenen Werkzeuge aus den untergegangenen Hausindustrien gesammelt werden könnten, um in einem kleinen Heimatmuseum Unterkunft zu finden. Sonst gehen alle Spuren dieser Handwerker nach und nach verloren und nach einigen Jahrzehnten würde die Pierristen und Handwerker nur noch als Sagen in den geführten Gesprächen unserer Nachkommen erwähnt werden.

Licht, Beleuchtung, Petrollampe

16. April 1950

– Brittnau

Die Petrollampe

In den Herbsttagen, wenn die Tage kürzer werden und die Nacht bald nach Feierabend herabsinkt, sind wir gezwungen, das künstliche Licht in Gebrauch zu nehmen. Wie wenig haben wir heute zu tun, um uns die nötige Helle zu verschaffen. Ein Griff an den Schalter und schon gleiten die Lichtstrahlen durch Gänge und Zimmer. Früher war das anders. Noch vor vierzig Jahren war das elektrische Licht wenig bekannt. Nur einige Geschäftsleute, Wirtschaften, öffentliche Lokale und wohlhabende Privatleute konnten sich die Anschaffung dieser neuzeitlichen Lichtquellen leisten. In den Städten war das Gaslicht eingeführt, nicht aber auf dem Lande, wo nur Petrollampen die Helle des Tages ersetzen konnten. Diese Petrollampen waren gar wichtige Einrichtungen, die der Menschheit unschätzbare Dienste leisteten. Die Lampen wurden in mehreren Hundert Arten und Grössen hergestellt, wovon die nachstehend aufgeführten Zahlen ein treues Bild ergeben. Aus einem Katalog aus dem Jahre 1913, der mir von einem Reisevertreter zur Einsicht überlassen worden ist, habe ich folgende Sorten und Modelle herausgezählt: 183 Stehlampen, 39 Hängelampen, 42 Zuglampen, 61 Nachtlampen, 65 Wand- oder Küchenlampen und mit 42 Handgriffen versehene Kellerlampen. Dazu gab es Speziallampen für Fabrikbetriebe und Handwerker, besonders für Handweber, Uhrenmacher usw. Für Wirtschaften, Schulhäuser und Anstalten waren Lampen von Extragrössen in Gebrauch, mit Blechschirmen von 50 – 60 Zentimeter Durchmesser, um das Licht auf weite Distanzen zu verteilen. Die zu diesen Lampen verwendeten Brenner und bauchigen Gläser waren Extraanfertigungen. Unter diesen vielen Arten gab es Lampen vom einfachen Fabrikat bis zum kostbarsten Luxusmodell. Die aufgezählten Sorten registrierten nur einen Teil der gebräuchlichsten Arten. In anderen Ländern wurden wieder ganz andere Modelle in den Handel gebracht. Die Petrollampen wurden nur von drei Firmen in der Schweiz, von den beiden Levy in Basel und Pfaendler in Olten, im Engros⁵ vertrieben. Sie waren die Hauptlieferanten aller Erzeugnisse für den Lampenhandel. Die Lampen wurden fast ausschliesslich aus Deutschland eingeführt. Sie wurden jedoch nicht fertig aufgerüstet, also zum sofortigen Gebrauch, bezogen, sondern in vielen Bestandteilen einzeln importiert, Petrolbehälter, Bassin genannt, Fassungsringe, Brenner, Dochten, Schirme, Übersteckreifen oder Schirmträger, Drahtgestelle, Glocken und Lampengläser wurden in den Werkstätten in Basel und Olten zusammengestellt und daraus die gebrauchsfertigen Lampen fabriziert, die dann wieder an die Detailgeschäfte, wie Eisenhandlungen, Spenglermeister und Haushaltartikelgeschäfte abgegeben wurden. Durch

⁵ Die Bezeichnung *Großhandel* entstand um 1800 aus der älteren Form *Grossierer* (*französisch marchand grossier*).

Seit dem 17. Jahrhundert werden in der Kaufmannssprache die Terme *en gros* und im Gegensatz *en détail* verwendet, vergleiche dazu *Detailhandel*.^[1] Die Bezeichnung *gros* bedeutete dabei ursprünglich nicht „groß“ im Gegensatz zu klein, sondern das Mengenmaß *Gros* (zwölf Dutzend).

<https://de.wikipedia.org/wiki/Großhandel>

diese Wiederverkäufer wurde die Privatkundschaft bedient. Die sogenannten Küchen- oder Wandlampen mit seitlichen Rückwänden aus Weissblech, wurden in der Regel von den Spenglermeistern selbst zusammengestellt. Bassin, Brenner und Gläser wurden von den Engroshäusern bezogen, Rückwände und Bassinhalter jedoch selbst angefertigt. Die Bassin waren aus Messing, gewöhnlichem Glas, Opalglas und Porzellan. Sie wurden in verschiedenen Grössen in den Handel gebracht und konnte in den Farben weiss, blau, grün oder rosa bezogen werden. Fassungsringe und Brenner waren immer aus Messing. Die Brenner waren mit einer Messingkrone versehen. Beide trugen ein Gewinde. Der Brenner zum Einschrauben in den Fassungsring und die Krone zum Aufschrauben an den Brenner. Bei einigen Modellen waren Brenner und Krone an einem Stück. Der Fassungsring auf die Öffnung des Bassins angekittet, hatte ebenfalls ein Gewinde. Schirmhalter waren aus Messing oder Bronze. Die Drahtgestelle bestanden aus glattem oder gedrehtem Eisendraht. Die Lampenschirme und Glöcklein (Rauchfänger) aus Eisenblech, Opalglas oder Porzellan. Die Kettenzüge bei den Zuglampen waren aus Bronzeguss. Bei den Stehlampen gab es Modelle von prachtvoller Ausführung. Die Bassin und die Schirme waren mit vielen Decor und Verzierungen versehen, so dass sie als Zimmereinrichtungen, als Schmuck anzusehen waren. Die Zuglampen, für deren reichhaltige Zusammenstellung alle Schicklichkeit verwendet wurde, galten als wahre Ziergegenstände, an die manchmal ein übertriebener Luxus angewandt wurde. Die vielen Schnörkel und Verzierungen wurden zur reinsten Staubfängern und die Reinigung erforderte viel Zeit und vor allem Sorgfalt, den die einzelnen Teile, aus leicht zerbrechlichem Material hergestellt, konnten nur von zarten Hände angefasst werden.

Die Dochte, aus Baumwolle angefertigt, kamen aus Düsseldorf. Sie waren flach, selten rund und teilweise mit Fransen versehen. Sie wurden in Grössen von 3, 5, 7, 10, 12, 14 und 17 Linien angefertigt und kamen in Bündeln von engl. Pfund zum Versand. Der Kleinhändler verkaufte diese an die Privatkundschaft in Stücken von 20 bis 30 Zentimeter. Die wichtigsten und gebräuchlichsten Bestandteile der Lampen waren die Lampengläser. Diese Gläser, sowie die gläsernen Bassin, Schirme und Glocken wurden von Hoyerswerda, einer Kreisstadt von ca. 7'000 Einwohnern, im preussischen Regierungsbezirk Liegnitz an der schwarzen Elster, bezogen. Der Verbrauch der Lampengläser war enorm, so dass sich heute der gewöhnliche Bürger keine Vorstellung machen kann. Die Herstellung erfolgte in Millimeter für zylindrische Gläser und in Linien für bauchige Gläser. Für die meisten Lampen wurden zylindrische Gläser verwendet. Nur Küchenlampen oder Speziallampen trugen bauchige Gläser. Die Zylindergläser wurden in den Grössen von 34 bis 54 Millimeter Durchmesser und die Bauchgläser meistens in drei und fünf Linien angefertigt. Als gangbare Grösse der zylindrischen Gläser galten 34, 36, 39, 44, 53, und 54 Millimeter. Diese wurden von Eisenhandlungen, Spenglermeistern, Haushaltgeschäften und auf dem Lande auch von einzelnen Spezereihändlern auf Lager gehalten. Die kleineren Händler brachten nur die oben aufgeführten Grössen zum Verkauf. Der Bezug der Lampengläser erfolgte in Bündeln von Dutzende in Stroh verpackt. Das einzelne Glas war wiederum in blauem Seidenpapier eingewickelt. Die grossen Händler in der Stadt kauften diese Gläser per hundert Dutzend und das von jeder einigermaßen gangbaren Grösse. Der Spezereihändler auf dem Lande deckte jenen Bedarf mit je einem Gros (144 Stück) per Grösse. Bei Abnahme von mindestens 50 Dutzend wurde auf den Gläsern als Reklame, der Name des Kunden eingeztzt. Jedes Jahr, vom Januar bis April, befanden sich die Vertreter der Engroshäuser auf der Geschäftsreise, um den Kleinhändlern auf den nächsten Winter Lampengläser, Dochte und andere

Bestandteile zu verkaufen. Die Aufträge, hauptsächlich für Gläser, waren bedeutend, wurden aber in der Regel erst zur Lieferung per August / September vorgemerkt.

Bei den kleinen Spezereihändlern auf dem Lande konnten gewöhnlich nur Lampengläser und Dochten gekauft werden, alle anderen Bestandteile wurden von Spenglermeister geliefert. Beim Einkauf eines Glases wurde der Brenner mitgenommen, um so die passende Grösse leichter herausfinden zu können. Die fertigen Lampe und vor allem die Bestandteile, in der Hauptsache die Lampengläser, bedeuteten für den Spenglermeister ein lukratives Verkaufsgeschäft. Dazu kamen noch die vielen Reparaturen, die dem Handwerker viel Beschäftigung brachten. Die Lampengläser waren äusserst empfindlich. Ein einziger kalter Luftzug aus geöffnetem Fenster konnte das Glas zum Zerspringen bringen. Auch beim Reinigen der Gläser wurden viele beschädigt. Die gute Instandhaltung der Lampen erforderte sorgfältige Pflege. Alle Bestandteile mussten mindestens wöchentlich einmal gereinigt werden. Die Brenner verlangten eine gute Behandlung und die abgebrannten Dochte mussten zurückgeschnitten werden. Bis um die Jahrhundertwende wurden die Lampen stets vervollkommen. Ihre Leuchtkraft wurde durch das Einpassen geeigneter Brenner gesteigert, so dass die Helle eines Lampenlichtes der elektrischen Birne nicht viel nachstand. Zur Speisung der Lampenbassins wurde ausschliesslich Petrol verwendet, das bei jedem Krämer der Liter zu 20 Rappen oder der Zweiliter zu 35 Rappen zu kaufen war. Zur Winterzeit konnte man zu jeder Tagesstunde auf der Strasse Leute mit Petrolkannen antreffen. Beim Ausbruch und während des ersten Weltkrieges war das Petrol fast nicht mehr bekömmlich. Das war dann für viele Hausbesitzer der Anlass, das elektrische Licht einrichten zu lassen. Nach und nach wurden alle Wohnungen, Scheunen und Ställe in unserer Gegend mit elektrischer Beleuchtung versehen. Die Petrollampen kamen zum Verschwinden und wanderten teilweise in alte Kammern oder auf den Estrich, wo sie heute noch in vielen Exemplaren verstaubt und vergessen in irgendeiner Ecke stehen und nur darauf warten, bei einer Altstoffsammlung eingezogen zu werden. Nur hier und da wird ein altertumsliebender Zeitgenosse dieses Erbstück aus vergangenen Tagen aufbewahren und pietätvoll an das einst gefeierte Stück Hausrat hinaufblicken. Die Erinnerung daran wird ihn zurückführen in eine Zeit, wo weder Motorenlärm noch Propellergeräusche die Luft erfüllte.

Nur noch in den Berggegenden ist heute die Petrollampe daheim, aber auch für diese Teile unserer Heimat wird einmal die Zeit kommen, wo die letzten Petrollampen verdrängt sein werden. Die heutige Jugend kennt nicht mehr diese veralteten Lichtquellen. Obschon niemand mehr diese Hellespender zurückwünschen möchten, so darf diese Jugend nicht vergessen, dass wir älteren Leute manche fröhliche Stunde im Schein und in der Wärme der Petrollampe gekostet haben. Im Glanze dieser vergangenen Lichtquellen haben uns an langen Herbst- und Winterabenden die Eltern aus ihrem Leben erzählt.

F.L.

Reisen, Ferien, Vierwaldstättersee, Beckenried, Isabelle Kaiser, (1866 – 1925), Dichterin

23. September 1951

– *Brittnau*

Ferien am Vierwaldstättersee

Klatschend schlug der Regen an die Wagenfenster, als wir an einem Augusttag im Mittagszug Luzern zu gewinnen suchten. Trostlos und feucht zogen die Nebelwände an uns vorüber. In Luzern, als wir das Schiff bestiegen, machte es den Anschein, als wollte der Himmel seinen ganzen Vorrat an Regen über uns fallen lassen. Die „Unterwalden“ führte uns über den unruhigen See nach unserem Bestimmungsort, Beckenried. Dieses reizend gelegene Nidwaldner Dorf von 1'800 Einwohnern steht in einer Bucht am Vierwaldstättersee. Über ihm thronen die imposanten Voralpenberge, das Buochserhorn, die Musenalp, der Ritterstock, der Schwalmis und der viel begangenen Klewenstock. Das langgezogene Dorf hat noch schmale Gassen. Hier werden vor Jahrhunderten die Vorfahren der heutigen Geschlechter, der Amstad, der Gander, der Käslin, der Murer, der Stalder, der Wymann und der Würsch, unter Anführung des Freiheitshelden Arnold von Melchthal und dem Rütli gezogen sein, um den ewigen Bund der Eidgenossen zu erneuern. Von der Musenalp herab kommt in raschem Lauf der Wildbach, der „Lieli“, schäumend und singend über Felsgeröll in den See. Grössere und kleinere Hotels, Gasthöfe und Pensionen beherbergen eine Menge Feriengäste. Neben biederer Eidgenossen sind es in der Mehrzahl Ausländer der umliegenden Staaten. Menschen aller Schattierungen und Sprachen sind anzutreffen. Mitten im Dorfe, auf einer Seestrasse steht die Kirche, ein Barockgebäude von stattlicher Grösse, erbaut an Stelle einer Kapelle im Jahre 1790. Das Innere der Kirche schmücken ein Hochaltar und zwei Seitenaltäre, flankiert mit prachtvollen Marmorsäulen. Die Kanzel, ebenfalls in Marmor verkleidet, weist herrliche, verzierte Stuckaturen auf. Wunderbare Deckengemälde mit Heiligenbildern vervollständigen die göttliche Erhabenheit dieser Kirchenausstattung. Hier in die Stille dieses geweihten Raumes kommen ruhesuchende Menschen um in geduldiger Andacht Trost zu finden.



Isabelle Kaiser, Fotografie von Johannes Meiner um 1899

Angelehnt an die Kirche und terrassenförmig aufgebaut, liegt der Friedhof; aber ehrwürdige Denkmäler stehen auf den gepflegten Grabstätten der Verstorbenen. A etwas verborgener Stelle, westlich an der Friedhofsmauer, liegt die letzte Ruhestätte der vor 26 Jahren verstorbenen feinsinnigen Dichterin Isabelle Kaiser⁶, von Beckenried.

⁶ **Isabelle Kaiser** (* 1. Oktober 1866 in Beckenried/Kanton Nidwalden; † 17. Februar 1925 in Beckenried) war eine Schweizer Schriftstellerin.

https://de.wikipedia.org/wiki/Isabelle_Kaiser

Der schlichte Gedenkstein, aus Fels gehauen, trägt das Bild der Verstorbenen. Zwei heute hochgewachsene Thujen flankieren den von ihr selbst ausgesuchten Stein. Davor blühen späte, halb entblätterte rote Rosen, und ein Blumenstrauss aus Aster, frisch hingestellt, schmückt den Rasen. In Gedanken versunken stehe ich zum ersten Male tief gerührt und ehrfurchtsvoll vor dem Grabe dieser vielgeprüften Dichterin, deren Lebensgeschichte ich aus Büchern kenne und die uns so viele wertvolle, tiefgründige, manchmal etwas schwermütige Gedichte und inhaltsreiche Erzählungen geschenkt hat. Draussen, am westlichen Dorfrande, hart am See gelegen, umgeben von hohen Bäumen und einem Wald von Sträuchern und Pflanzen aller Art, stet ihr um 1902 erbautes Heim, die „Eremitage“, ein Chalet Gebäude, indem sie ihre letzten Lebensjahre zugebracht hatte. An einem frischen Morgen bin ich zu dieser Stelle gewandert und habe am Seitentor um Einlass gebeten. Frau Mernsinger-Schindler, die einzige Nichte der Dichterin, hat mich empfangen und die Liebenswürdige gehabt, mich in ihr Haus, einer geweihten Stätte, einzuführen. Mit einem Gefühl von sonderbarer Wärme und innerer Freude überschritt ich die Schwelle dieses seltenen Hauses. Die Wand des Treppenhauses ist angefüllt mit vielen Ölgemälden von den Vorfahren der Dichterin. Es sind würdige Gestalten der Vergangenheit, die mit ihren künstlerischen Veranlagungen in ihrem Leben etwas bedeutet haben. An der Zimmertüre zum Eingang ihrer Dichterklausur steht in der Handschrift von Isabelle Kaiser die vielsagende Aufschrift in französischer Sprache, „Celui qui aime sa Cellule y trouvera la Paix“ (*Wer seine Zelle liebt, wird dort Frieden finden*). Durch diese Türe betrat ich den Raum, wo sich Isabelle Kaiser während 23 Jahren aufgehalten hat. Ihr Schreibtisch mit Ausblick auf den See, auf dem sie ihre gern gelesenen Romane und Novellen und schwärmerischen Gedichte und vierzigseitige Erzählung „Mein Dorf“. In diesem Büchlein finden wir alles, was man über ein Dorf an Schönheit seiner Lage und aus dem Leben und Wirken seiner Bevölkerung sagen kann. Vom lächelnden See, von den heimeligen Gassen, wo schmucke Wohnstätten und Gasthäuser die Strasse säumen, wo die Ureinwohner und die vielen Fremden geschäftlich ihre Arbeiten verrichten und sich der Ferientage freuen. Wo der Wildbach schäumend zu Tal stürzt und wo an steilen Halden im Abendschatten das Vieh weidet. Die Dichterin steigt hinauf auf die Höhen der Klewenalp, wo die Sonne die Bergkämme erleuchtet. Sie schreibt aber nicht nur von Himmelsblau und Sonnenlicht, sondern sieht auch die Stärke und Gewalt der Winde, wenn sie pfeifend über die Schründe rasen. Sie blickt auf die Nebelwände, wenn sie, vom Sturm gejagt, über die schroffen Felswände klettern. Sie schreibt inmitten dieser Naturgewalten von der Stille des Tales, als ob es drunten Sonntag wäre, sie hört nur das dumpfe Klagen der Engelberger Aa, aus einer Stelle, wo das Heimweh zur Welt kam. Diese Schilderungen ihres Heimatdorfes Beckenried, sind keine Phantasiegebilde, noch Träumereien, sondern wahre Wirklichkeit, wie sie es im Leben gesehen hat.

Ihre Erzählungen und Gedichte enthalten neben Heiterem viel Sehnsucht und Trauer aus einem Leben harter Prüfungen. Aus der Stille der Einsamkeit ihrer Klausur am See ist manches literarische Werk hervorgegangen, das ungezählten Freude bereitet hat. Berühmte Dichtergestalten und Schriftsteller, wie J. C. Heer, Carl Spitteler, Arnold Ott und andere, sind von Isabella Kaiser empfangen worden und haben in angenehmen Stunden von ihren schöpferischen Arbeiten gesprochen. Am südlichen Fenster, mit Ausblick nach den nahen Bergen, steht noch der Liegestuhl, wo die Dichterin ihre letzten Stunden zugebracht hat und wo sie am 17. Februar 1925 im Alter von 58 ½ Jahre, gottergeben von ihren Leiden erlöst

worden ist. Eine Feierlichkeit von bedrückender Stille lag über diesem geweihten Raum, als ich, innerlich tief bewegt, Abschied nahm. Am Parkweg steht ein Denkstein aus weissem Marmor, als Erinnerung an ihre am 2. August 1892 in Aarau jäh verstorbene Schwester Fatimé. Mitten im Gelände thront eine gewaltige Zeder, ein Geschenk ihres einstigen Dichterfreundes Carl Spitteler. Indische Bambusrohre gedeihen in grosser Zahl in den Parkanlagen. Voller Befriedigung über das Erlebte und mit vielem Dank an die Nichte der verstorbenen Dichterin für die mir dargebrachte Aufmerksamkeit verliess ich durch die südliche Ausgangspforte, wo als Schirm ein Schindeldach mit Türmchen, versehen mit Eremiten-Glöcklein, angebracht ist, dieses Stück dichterisch berührte Erde. Seit dem Tode von Isabella Kaiser sind 26 Jahre vergangen. Viele ihre Werke, teilweise mit grossen Auflagen, sind im Buchhandel bereits vergriffen. Im Jahre 1935, zehn Jahre nach ihrem Tode, ist ihr in Beckenried, in einer Anlage am See, ein Denkmal errichtet worden. „Der Dichterin Isabella Kaiser“, steht auf dem Gedenkstein, darüber kniet, in Bronze, die Friedenssucherin, und oben im Stein eingelassen ist das Bild der Verstorbenen. Am Fusse des Denkmalbrunnens plätschert der Brunnen, und ganz in der Nähe lächelt der See, über dessen Wellen ein Kahn schaukelt. Ein Hauch zarter Schönheit liegt über dieser Stätte, wo die Andacht zu Füßen der gefeierten Dichterin liegt. Über dem vielseitigen leidgeprüften Leben von Isabelle Kaiser, stand ein leiser Schatten der Melancholie bis zur Schwermut und seelisches Empfinden, der oft in ihren Erzählungen und Gedichte zum Ausdruck kam. In diesen Werken wird sie weiterleben und uns immer in lieber Erinnerung bleiben.

F.L.

Gewerbe, Handwerk, Heimarbeit, Garnbaucher, Familie Aerni (Röser)

5. April 1953

– Brittnau Heimatkunde

Die Garnbaucher zu Brittnau

Diesen untergegangenen Erwerbszweig aus unserer Gemeinde kennen wir heute nur noch vom Hörensagen. Er hatte auch nie die Bedeutung wie etwa die Handweberei und die kurze Zeit der Pierristenlaufbahn, oder das Posamenten. Das Garbauchen wurde, wie das Posamenten, nur von wenigen Familien betrieben. Der Verdienst dieser beiden Erwerbsgruppen war nur klein und langte kaum für einen bescheidenen Unterhalt einiger Haushaltungen. Auf allen grösseren Bauernhöfen waren Bauchhüsli eingerichtet, in denen die Wäsche sauber gemacht und die selbst gesponnenen Garne aus Flachs gebaucht wurden. Neben dem Haupterwerb als Landwirte gab es jedoch im 19. Jahrhundert Familienzweige, die das Garnbauchen als Nebenbeschäftigung führten. Ein Garnbaucher dieser Art war Hans Jakob Gugelmann, in der Dorfsprache „**Hänsli Hansjoggeli**“ geheissen. Er wohnte in der Vorstadt. Im heutigen Hause der Familie Wirz, und galt seinerzeit als sehr wohlhabend. Etwas nordöstlich dieses alten Bauernhauses war aus Bruchsteinen eine Werkstätte errichtet worden, die zum Garnbauchen benützt wurde. Als Nachfolger auf diesem Bauerngut kam als Pächter die Familie Aerni, das waren die letzten Garnbaucher von Brittnau, welche diesen Erwerbszweig als Nebenverdienst ausübten. Von dieser Familiengesellschaft, von seltener Zusammensetzung, die erst mit dem Jahre 1920 zum Erlöschen kam, möchte ich etwas erzählen. Aerni ist ein altes Brittnauer Geschlecht, es kommt schon 1576 vor. Die Aerni waren neben Landwirten noch in verschiedenen Berufen tätig. Es gab unter ihnen Getreidemüller, Zimmermannen, Wächter und Chorrichter. Ein Zweig davon führte den Zunamen „**Röser**“, weil ein Jakob Aerni die Tochter Anna des Jakob Lüthi, Röser in der Vorstadt, heiratete und dann mit dieser Heirat den Zunamen seines Schwiegervaters erbte, der heute noch in Gesprächen erwähnt wird. Die Garnbaucher-Familie Aerni in der Vorstadt hatte eine ausgedehnte Kundschaft, die bis ins Suhrental reichte. Zum Abholen und Zuführen der Garne hielten sie ein Pferd, das in langen Dienstjahren Hunderte von Fuhren, manchmal in beschwerlicher Arbeit, zu schleppen hatte. Im Jahre 1868 kam Gottfried Scheibler, von Unterentfelden, als Landarbeiter zu Hans Jakob Gugelmann, dessen Hof er bald nach seiner Verheiratung übernahm. Die Familie Aerni musste dieses Haus verlassen. Sie übersiedelten ins Dorf, wo sie gegenüber der Käserei die südliche Hälfte eines alten Doppelwohnhauses bezogen. Die Garbaucherwerkstätte in der Vorstadt wurde ausgeräumt, um dann später einer Wagnerei Platz zu machen. Die Aerni bauten dann im Laufe der siebziger Jahre durch Zimmermeister Bär aus Vordemwald neben ihrem Hause einen Speicher, wo im Keller ein Herd zum Garnbauchen eingerichtet wurde. Aber bald kam auch dieser seltene Beruf, weil die Baumwollgarne die aus Flachs gesponnenen Garne nach und nach verdrängt

N, zum Verlöschen. Das Garnbauchen wurde eingestellt und das Rösslein verkauft. Die Familie Aerni, bestehend aus drei Männern und zwei Frauen, betrieb noch etwas Landwirtschaft. Hans, geboren 1844, war der Vorsteher der Familie, Fritz und Sämi waren ergebene Hilfskräfte. Marieanne besorgte die Haushaltung, und Marlise, die aufgeräumteste aller Familienglieder, die zeitweise als Pflegerin auswärts in Diensten stand, leitete das

Finanzwesen. Alle fünf Personen waren ledig. Diese drei Junggesellen waren charaktermässig ganz verschieden. Ihre Lebensauffassungen waren nicht die gleichen. Jeder hatte eine andere Art, sein Leben einzuteilen. Sie vertrugen sich nicht immer gut untereinander und waren wegen kleinen Unstimmigkeiten rasch aufgebraucht, was dann in herben Worten und manchmal auch in Taten zum Ausdruck kam. Die beiden alten Jungfern, Marieanne und Marlise, mussten oftmals versöhnend dazwischen treten. Sie alle waren respektable Dorforiginale, wie solche immer seltener vorkommen. Sie lebten ihr Leben nach eigener Art, wie es Sonderlinge zu tun pflegen. Mit ihren Nachbarn standen sie in gut verträglichen Verhältnissen. Sie taten niemand etwas zuleide. Alle Sonderunternehmen und Unannehmlichkeiten waren für sie reine Familienergebnisse, mit denen sie in lärmenden Ausdrücken selber fertig wurden.

Hans Ulrich Aerni, der Vorsteher dieser Geschwisterfamilie, starb nach einem bewegten Leben am 19. Februar 1907 im Alter von 63 Jahren. Elf Monate später, am 24. Januar 1908 folgte ihm sein Bruder Fritz im Tode nach.

Der Speicher, wo sich einstmals die Garnbaucherwerkstätte befand, wurde bald nach der Aufgabe dieses Nebenberufes zur Wohnstätte umgebaut. Darin wurde ein gutgehender Spezialeladen (**Konrads**) eingerichtet, der während vielen Jahren von Ehepaar Konrad Widmer-Lerch in vorzüglicher Weise geführt wurde. Später diente dieses Gebäude als Velohandlung. Einige Jahre nach dem Tode von Hans und Fritz Aerni verkauften die überlebenden Geschwister Aerni den Landwirtschaftsbetrieb und übersiedelten in den zur Wohnstätte eingerichteten Speicher. Hier in diesem heimeligen Holzhäuslein, umgeben von einem kleinen Gemüse- und Blumengarten, führten sie während vielen Jahre ein bescheidenes, geruhames Leben, bis im Jahre 1920, wo innerhalb zwei Monaten alle drei Geschwister vom Tode abgerufen worden sind. Marlise starb am 24. Januar im Alter von 80 Jahren. Marieanne folgte am 26. März im Alter von 69 Jahren und Sämi am 30. März, 72 Jahre alt. Wie im Leben, wurden sie im Tode vereint und ruhen im Friedhof Feld zu Brittnau, fast vergessen von einer Welt, die sie heute nicht mehr verstehen würden. Mit dem Tode dieser Geschwister Aerni sind die letzten Garnbaucher von Brittnau von uns gegangen. Das von ihnen einst bewohnte, alte Doppelwohnhaus, mit tiefliegendem Dach, steht heute noch in der Dorfmitte in seiner ursprünglichen Form, als Zeuge einer längst vergessenen Zeit. Die heutigen Bewohner, die Familie Alfred Schneeberger-Zimmerli, hat die uralte Küche und die alten Stuben zu heimeligen Räume ausbauen lassen. Alle Einrichtungen atmen Heimatluft und wohlthuende Behaglichkeit.

Der zur Wohnstätte eingerichtete Speicher, die letzte Stätte einer untergegangenen Hausindustrie und der letzte Aufenthaltsort der Garnbaucher-Familie Aerni wurde von der letzten Besitzerin, Marlise Aerni, testamentarisch dem Kinderversorgungsverein Zofingen übermacht. Im Jahre 1921 kam dieses kleine Gebäude an eine Steigerung und wurde von Fritz König, einem arbeitsamen, bescheidenen Arbeiter, erworben. Zehn Jahre später kam es in den Besitz seines Schwiegersohnes Hans Kym-König, die heute noch in diesem schmucken Häuschen ihre Wohnstätte aufgeschlagen hat. Der heutige Besitzer hat dieses einstige Garnbaucherhäuschen in ein wohnliches Heim ausbauen lassen. Bei diesem Anlasse kam erst im Jahre 1948 im Keller eine aus Ziegelsteinen ausgemauerte Feuerstelle zum Vorschein, die vor vielen Jahrzehnten zum Garnbauchen gedient hatte. Zu diesem Zeugen aus vergangenen Zeiten ist noch ein weiterer vorhanden. Das Pferdegeschell, das eins das Garbbaucher-

Rösslein bei seinen vielen Ausfahrten um den Hals getragen hatte, wurde seinerzeit vom Nachbar Robert Bienz erworben und wird vom heutigen Besitzer Emil Bienz, im Ausserdorf, als Andenken pietätvoll aufbewahrt. Die erste Garnbaucherwerkstätte in der Vorstadt ist bereits vor fünfzig Jahre abgebrochen worden. Das einstige Garnbaucherhaus mitten im Dorf hat wiederum äusserlich ein neues Kleid erhalten. Doch hat es sich in seiner Form nicht verändert und steht heute als Wahrzeichen einer früher bevorzugten Bauweise an verkehrsreicher Strasse im Dorfe Brittnau. Wen der Wanderer an dieser gepflegten Heimstätte vorbeigeht, wo im Sommer und Herbst Blumen in allen Farben leuchten, so wird er kaum wahrnehmen dass einmal in den Kellerräumen dieses bescheidenen Hauses Garne gebauht worden sind.

F.L.

Armut Auswanderung, im Jahre 1855

10. Januar 1954

– Brittnau Heimatkunde

Die Auswandere zu Brittnau im Jahre 1855

Zehn Jahre sind vergangen, seitdem ich im „Hausfreund“ von der grossen Auswanderung berichtet habe, wo im Jahre 1851 neunzig Personen aus Brittnau auf Kosen der Bürgergemeinde übers Meer nach Amerika ausgezogen sind. Im Schatten dieser ausserordentlichen Ereignisse vor zirka hundert Jahren und im wehmütigen Gedanken dieser menschlichen Tragödien habe ich meine Nachforschungen fortgesetzt und aus alten, verblichenen Büchern und Protokollen vom Leben dieser Menschen vernehmen können, die damals in unserer Gemeinde in unvorstellbarer Armut gezwungen waren, ihr schweres Dasein zu fristen. Bereits vier Jahre nach der grossen Auswanderung wurden, infolge böser Jahre, die Armenlast wieder drückender, und die Behörde musste neue Wege suchen, um die steigenden Ausgaben für Unbemittelte abbauen zu können. Von den Ausgewanderten waren gute Berichte in die alte Heimat eingetroffen. Fast alle seine mit ihrem Los als Ansiedler zufrieden und wünschten nicht mehr zurückzukommen. Durch diese guten Nachrichten ermuntert, erwog der Gemeinderat, die ersten Schritte zu tun, um eine neue Auswanderung unterstützungsbedürftiger Bürger einzuleiten. Bereits am 25. Januar 1855 wurde der Gemeindeversammlung eine Liste der zur Abwanderung bestimmten Personen vorgelegt, die von den Stimmberechtigten als gut befunden wurde. Das beantragte Unternehmen konnte von der Versammlung zum Beschluss erhoben werden. Anschliessend an diese Verfügung ergriffen die Gemeindebehörden die ersten Massnahmen, um die Finanzierung des Unternehmens vorzubereiten. Der Gemeinderat gelangte mit einem Gesuch an die kantonale Regierung mit der Bitte um Erteilung einer Bewilligung zum Schlagen einer grösseren Menge Bauholzes. Mit Verfügung des Regierungsrates vom 26. Februar 1855 wurde der Gemeinde Brittnau gestattet, für zwanzigtausend Franken Bautannen aus den Waldungen im Geissbach, Fennern und Kohlholz zu verkaufen. Am folgenden 10. März fand auf dem Wege einer öffentlichen Mehrgebotssteigerung ein Verkauf von dreihundert Bautannen statt. Der Erlös hierfür betrug rund 14'926 Franken, mit dem dann die Auswanderung finanziert werden konnte. Vorgängig dieser Holzsteigerung, am 27. Februar 1855, wurde mit einem Vertreter der Auswanderungsfirma Steinmann & Drevet in Basel ein Vertrag zum Transport der Auswanderung abgeschlossen. Zur Auswanderung angemeldet waren 141 Personen, von denen jedoch nur ein Teil zur Abwanderung zugelassen wurde. Davon waren 17 Männer, 10 Frauen und 3 Kinder, total 64 Personen. Die älteste Person zählte 63 Jahre und das jüngste Kind war nicht ganz ein Jahr alt. Unter diesen Auswanderern waren mit Namen 6 Aerni, 1 Bader, 5 Bienz, 9 Buchmüller, 4 Gugelmann, 9 Kunz, 7 Lerch, 6 Lienhard, 1 Plüss, 3 Siegrist, 1 Wälchli, 11 Widmer und 1 Wüest. Bevor jedoch diese armen Menschen die grosse Reise übers Meer antreten konnten, mussten alle mit neuen Kleidern versehen werden. Die Männer mit je einem Paar Hosen, einem Rock, einem Gilet, einem Halstuch, einer Kappe, mit Garn zu einem Paar Strümpfe, mit zwei Hemden und einem Paar Schuhe. Die Frauen wurden ausgerüstet mit je zwei Hemden, Garn zu einem Paar Strümpfen, einem Unterrock, einem Oberrock, einer Jacke (Schlüttli), einer Schürze, einem Halstuch, einer Kappe oder Haube und

einem Paar Schuhe. Die Anfertigung der Mannskleider, wie Hosen, Gilet, Rock und Schuhe, wurden dem Handwerker Johann Kunz, Jakob Lerch, Salomon Moor, Samuel Buchmüller, Bernhard Widmer, Bernhard Lerch und Johann Zimmerli übertragen. Die Kappen und Hemden und die übrigen Kleider für die Frauen wurden von den Schulmädchen der Arbeitsschule, unter Aufsicht der Arbeitsschullehrerin, angefertigt. Die Kleiderstoffe und Zutaten wurden von zwölf Krämern und Tuchhandlungen aus Brittnau und Zofingen geliefert, und zwar von den Firmen Jakob Ammann, Wwe. Elisabeth Lerch, J. J. Lerch, Andresen, Joh. Georg Lerch, Frau Widmer und Hofer & Co., alle aus Brittnau. Die Zofinger Firmen waren: J. Breitenstein & Co., Müller, Plüss & Co., Hofmann & Co., Carl Roth, Alois Morath und J. Debrunner. Zum Transport aller Habseligkeiten wurden den Schreibern Jakob Wälchli und Jakob Kunz 14 Kisten in Auftrag gegeben. Die dazu nötigen Beschläge lieferte der Schlosser Blum aus Mehlsecken. Die Reisekosten betrugen für Personen im Alter von Zehn Jahren und darüber von Basel bis New York 180 Franken und von dieser Hafenstadt nach Rochester, dem Endziel dieser Auswanderer, weitere 21 Franken, zuzüglich 39 Franken für die Ausrüstung an Kleidern und Schuhwerk, im Durchschnitt total 240 Franken. Für Kinder unter zehn Jahren bis zu einem Jahr reduzierten sich die Gesamtausgaben per Person auf 160 Franken. Für Säuglinge unter einem Jahr war die Reise unentgeltlich. Die ganze Organisation dieser grossen Auswanderung lag in den Händen des Gemeinderates. Sie erforderte eine ungeheure Arbeit, denn die Vorbereitungen mussten bis ins kleinste Detail ausgearbeitet werden. Die vielen Aufgaben und Anordnungen wurden in Departemente aufgeteilt. Gemeindeammann Wälchli erteilte die nötigen Befehle und sorgte für das Schuhwerk, Gemeinderat Lerch hatte das Garn für die Strümpfe zu verschaffen. Die weiteren drei Gemeinderäte (Buchmüller, Widmer und Plüss) überwachte die Anfertigung der Hemden, der Mannskleider und der übrigen Kleidungsstücke und bemühten sich um die Erstellung der nötigen Transportkisten. Gemeindeschreiber Wälchli sowie Vikar Baumann, der spätere Pfarrer zu Brittnau, unterstützten die Gemeinderäte mit Rat und Tat. Ebenso bemühte sich die Armenpflege um die Sorgen der zur Auswanderung bestimmten Personen. Sie nahmen an allen wichtigen Beratungen teil und suchten ihr Möglichstes zu tun, um diesen geplagte Menschen ihr schweres Los zu erleichtern.

Der erste Transport von 39 Personen verliess Brittnau am 25. März 1855. Er wurde bis Basel von den Gemeinderäten Widmer und Buchmüller begleitet. Von dieser Stadt aus ging die Reise über Antwerpen mit Ziel New York. Dieser erste Transport erlitt auf seiner Reise einen Unfall, indem das Auswanderungsschiff mit dem Admiralsschiff der englischen Ostseeflotte zusammenstiess. Im Hafen von Portsmouth musste das Schiff Anker fassen, um repariert zu werden. Erst am 1. Mai konnte es die Fahrt fortsetzen und lief am 26. Juni im Hafen von New York ein. Der zweite Transport von 25 Personen verliess Brittnau am 6. April. Diese Reise ging ohne Zwischenfall vonstatten. Das Schiff landete am 14. Mai 1855 in New York.

Von diesem Hochseehafen ging die Reise weiter nach dem 400 Kilometer entfernten Rochester, das als Endziel der grossen Auswanderung bestimmt war. Dieses von New York weit entfernte Reiseziel wurde von den Auswanderungsbehörden gewählt, um den Ausgewanderten die Möglichkeit zu nehmen, falls sie in New York, dieser Stadt am Meer, keine Existenzmöglichkeiten finden könnten, wieder auf Kosten der Gemeinde in ihre Heimat zurückzukehren. Diese Vorsichtsmassnahme der Behörden von Brittnau, so herzlos sie uns heute erscheinen mögen, findet ihre Berechtigung in der Angst vor neuen schweren Aufgaben, die eventuelle Rückwanderer der Gemeinde wieder bringen könnten. Wir dürfen

den damaligen Gemeinderäten für ihren Entschluss, die Auswanderung zu fördern, keinen Vorwurf machen; denn die Zeiten waren schlecht, die Armut, aus Gründen der Verdienstlosigkeit, gross und die Aussichten auf bessere Tage fast hoffnungslos. Es mag ihnen gewiss nicht leicht geworden sein, so viele Bürger aus der Heimatgemeinde abzuschieben und sie einem ungewissen Schicksal zu überlassen. Nur der Glaube an die Möglichkeit, diesen hilfsbedürftigen Menschen in der Fremde eine Existenz zu verschaffen, hat sie veranlasst, zum Mittel der Auswanderung zu greifen.

Kehren wir zu den armen Auswanderern zurück, die voller Hoffnung ihre Heimat verlassen mussten, um im fernen Amerika ein neues Leben aufzubauen. Der Abschied für immer muss doch für alle schwer gewesen sein, und für viele waren es Augenblicke der Schwermut, als sie aus ihrer trauten Stube, wo ihre Kinder geboren und aufgezogen worden sind, ausziehen mussten. Wie oft werden diese geplagten Menschen nach allem Ausschau gehalten haben, was ihnen einst lieb und teuer war. Ihr letzter Gang zu ihren Freunden und Bekannten, ihr letzter Schritt zum Friedhof und ihr letzter Blick zum Kirchturm, wo das liebliche Dorfgeläute zum letzten Mal zu ihrem Kirchgang rief, mögen stille Tränen des beginnenden Heimwehs ausgelöst haben. Die ganze Geschichte und der Verlauf dieser Auswanderung ist in einem Protokoll auf vierzig Seite niedergeschrieben worden. Sie ist sehr umfangreich und umfasst in einem Sonderbuch 240 Stück Dokumente und Belege. Vom organisierten Holzverkauf bis zur Bereitstellung aller Mittel zur Förderung und Abschiebung dieser Menschentransporte ist alles in peinlicher Ordnung aufgeschrieben worden. Jeder Auswanderer ist mit Namen und Alter vorgemerkt und die Spesen für Bekleidung und Transport sind in Sonderkolonnen separat aufgeführt. Gemeindeschreiber Johann Wälchli hat vorzügliche Arbeit geleistet. Seine sauberen, übersichtlichen handschriftlichen Eintragungen geben Aufschluss über die ganze Organisation und Abrechnung dieser grossen Auswanderung. Die Aufzeichnungen sind sehr wertvoll und geben uns heute Kunde aus dem Leben schwerer Tage unserer Vorfahren. Diese bittere Dorftragödie vor hundert Jahren darf in ihrem ganzen Ausmass an Kummer, Sorgen und trüben Stunden nicht vergessen werden. Solche Geschehnisse sind Zeugen einer Zeit, wo ganze Volksteile in ihrer Armut der Bürgergemeinde Brittnau zur Last fielen und aus ihrer bedrängten Lage nie herauskommen konnten.

Wen ich heute durch die gutausgebauten Dorfstrassen wandere und die schmucken Bauten betrachte, oder wenn ich durch die Aussenquartiere schreite, wo gepflegte Wohnstätten Strassen und Wege säumen, dann folge ich in Gedanken den düsteren Wegen auf denen die Auswanderer gegangen sind. Ich bewundere ihren Mut und schätze ihre Ausdauer im Leiden, das im Schweigen der Geschichte untergegangen ist. Ich steige nochmals herab zu ihrem grenzenlosen Heimweh, das sie vielleicht während bangen Wochen und Monaten verfolgt haben mochte. Ich halte im stillen Einkehr und blättere im Buch der heutigen Zeit, wo ganze Generationen in geordneten Verhältnissen ein angenehmes Leben fristen, ohne befürchten zu müssen, ihren Wohlstand zu verlieren. Der Besitz dieser Gaben an kulturellem Fortschritt soll uns immer dann an das harte Los dieser armen Menschen erinnern wenn wir im Glauben an unsere Wünsche Zweifel hegen und das heutige an alle Errungenschaften angepasste Leben nicht mehr zu schätzen wissen.

Museum Brittnau / FRITZ LERCH-ZAUGG, 1885-1968 (F.L)

Fritz Lerch - Erinnerung aus dem Dorfleben

Abschrift: Benno Meier / ab 06.03.2020
